Sammlung ausgewählter Schriften

von

Heinrich Conscience.

Aus dem Vlämischen.

Dreiundsechszigstes Bändchen.

Münster, 1879.
Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung.

Der
Onkel von Felix Rohbeck.

Skizzen, dem Leben entnommen.

Von

Heinrich Conscience.

Zweiter Theil.

Münster 1879.
Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung.

XII.

Ich sollte sie also sehn, diese Helene, welche seit länger als sechs Monaten meinem Geiste unaufhörlich vorgeschwebt!

Langsamen Schrittes, mit gesenktem Haupte ging ich meines Weges, von widerstreitenden Empfindungen bewegt. Ich bedauerte aufrichtig, daß sie nicht häßlich war und freute mich zugleich, daß Gott sie mit so vielen Vorzügen ausgestattet hatte. Wiederholt hegte ich die Absicht, einen weiten Umweg zu machen und doch fand ich mich immer wieder auf der directen Straße nach Blekhout.

Auch meine armselige Hand betrachtete ich oftmals, und nie ohne zu erröthen. Sollte ich sie verbergen? Doch wozu konnte das dienen? Helenens kleine Geschwister hatten ohne Zweifel eine ganz genaue Beschreibung von mir entworfen und diesen unvortheilhaften, für Kinder aber besonders merkwürdigen Umstand gewiß nicht verschwiegen; ein vergeblicher Versuch, ihn trotzdem zu verheimlichen, konnte mich nur lächerlich machen.

Im Innern heftig bewegt und doch scheinbar ruhig, trat ich muthig ein, als Frau Menden mir die Thür öffnete und mich bat, ihr in das Wohnzimmer zu folgen, wo ich Helene finden würde.

Mein erster Blick fiel in ihre Züge. O Gott, sie war wirklich schön, so schön, daß ich zu zittern begann.

Freundlich lächelnd kam sie mir entgegen und sprach mir mit tiefem Gefühl und beredten Worten ihren Dank aus. Sie wußte Alles; ich war nicht allein ein treuer Freund ihres Vaters, sondern hatte in der aufopferndsten Weise ihn und seine Familie von dem sicheren Verderben errettet. Durch die Briefe ihres Vaters hatte sie in Deutschland schon davon

gehört und ein inniges Verlangen empfunden, den edlen Mann kennen zu lernen, den ihr Vater wie einen Sohn schätzte und liebte.

In der That, Margarethe hatte mir mit Recht zu verstehen gegeben, daß Helene ein geistig sehr begabtes Mädchen sei. Ihre Sprache war rein und gewählt, Alles was sie sagte, hatte Hand und Fuß; außerdem ließ ihr bescheidenes und doch so sicheres Wesen auf den ersten Blick erkennen, daß sie sich in der besten Gesellschaft bewegt haben müsse.

Frau Mendens Aufforderung folgend nahmen wir am Tische Platz und begannen eine Unterhaltung über ihren Aufenthalt in Deutschland und über ihren Plan, sich im Dorfe niederzulassen, dann über allerlei gleichgültige Dinge, wie das bei einer ersten Begegnung gewöhnlich der Fall ist. Helene richtete stets mit einfacher Ungezwungenheit und ruhiger Höflichkeit das Wort an mich, sie schien nichts in mir zu sehn als den Freund und Wohlthäter ihres Vaters und war weder schüchtern noch verlegen. Das brachte auch mich in die richtige Verfassung, bald war ich ebenso ruhig wie sie und fand zu meiner eignen Verwunderung, daß mir in ihrer Gegenwart zu Muthe war, als ob ich mit einem meiner ehemaligen Freunde verkehrte.

Ich fand nun auch Gelegenheit, Helene aufmerksamer zu betrachten; sie hatte regelmäßige Züge, braunes Haar und große schwarze Augen voll Leben und Ausdruck; im Uebrigen war sie zierlich gebaut und von mittlerer Größe, in ihrem ganzen Wesen lag ein feiner Anstand und trug ihre einfache, doch hübsche Kleidung dazu bei, diesen Eindruck zu verstärken.

Sie mußte noch sehr jung sein, mochte kaum das zwanzigste Jahr erreicht haben.

Da ich nur gekommen war, um Helene zu begrüßen, kürzte ich meinen Besuch möglichst ab; Helene und ihre Mutter begleiteten mich bis zur Hausthür und sprachen beim Abschiede die Hoffnung aus, daß ich in unveränderter Weise fortfahren würde, der Freund des Mendenschen Hauses zu sein.

Leichten Herzens und über meine eigne kindische Schüchternheit lächelnd kehrte ich nach Visseghem zurück.

„Laß hören, Vetter, wie hat Helene Dir gefallen?“ fragte Margarethe, als sie mir im Hausflur begegnete.

„Nun,“ versetzte ich, „sie ist freundlich, verständig und äußerst höflich. Wie veredelnd eine gute Erziehung doch auch auf ein schlichtes Dorfmädchen wirken kann, nicht wahr?“

„Freilich, aber eigentlich meinte ich ihr Gesicht.“

„Sie ist nicht häßlich,“ murmelte ich so gleichgültig wie möglich, „im Gegentheil, ihre Züge sind fein und sie hat wunderschöne schwarze Augen.“

„Warst Du denn nicht zu furchtsam, hineinzusehn?“

„Durchaus nicht; wie es kam, weiß ich selbst nicht, aber ich fühlte mich ganz behaglich ihr gegenüber. Meine Beklommenheit ist vollständig gewichen und das ist ein großes Glück, ich kann den freundschaftlichen Verkehr mit Menden nun ruhig fortsetzen, Helenens Anwesenheit kümmert mich durchaus nicht.“

„Sonderbar; und Du bist gewiß, daß es immer so bleiben wird?“ fragte sie lachend.

„Ganz gewiß.“

Sie sah mich an mit einem eigenthümlichen Blick und schüttelte den Kopf. Ich aber fühlte mich stark und suchte sie zu überzeugen, daß ihr Zweifel unbegründet sei. Ich wüßte ja, sagte ich, zu welchem Loos in allen Gefühls- und Herzensangelegenheiten meine verstümmelte Hand mich verurtheilte, und würde wenn sich jemals die Nothwendigkeit zeigen sollte, schon einen Grund finden, von der Familie des Lehrers mich zurückzuziehn. Eine solche Gefahr stehe aber meines Erachtens durchaus nicht zu befürchten.

Meine Versicherung schien auch Margarethe zu beruhigen. Sie fragte weiter, ob Helene bei ihrem Vorsatz bliebe, sich als Kleidermacherin in unserm Orte niederzulassen und ich erzählte, daß ich sie bereits beschäftigt gefunden, Anzüge für ihre kleinen Schwestern anzufertigen; morgen wolle sie zu den vermögenden Familien Visseghems gehn und sich, vorkommenden Falles, ihrem Wohlwollen empfehlen.

„Es würde Dich sicher freuen, wenn sie bald eine gute Kundschaft bekäme,“ sagte Margarethe.

„Natürlich, als Freund ihres Vaters muß ich das dringend wünschen,“ antwortete ich, „denn die Frucht ihrer Arbeit allein kann Menden vor Mangel behüten.“

„Gut, Felix, so will ich ihre erste Kunde sein und ihr

gleich für wenigstens vierzehn Tage zu thun geben. Meinen ganzen neuen Sonntagsstaat, Mantel, Kleid, alles soll sie mir machen, das ist doch ein guter Anfang, nicht wahr? Helene gefällt mir, hauptsächlich thue ich es aber doch aus Freundschaft für Dich."

„Ich danke Dir herzlich im Namen der braven Leute; Dein Handgeld wird ihnen sicher Glück bringen."

„Da ruft Ohm Jan! Er ist aufgewacht, komm, Vetter, laß uns zu ihm gehn; hernach laufe ich dann noch in aller Eile nach Blekhout, um meine neuen Kleider bei Helene zu bestellen."

Während wir die Treppe hinaufstiegen fügte sie noch hinzu:

„Und ich werde ihr ins Ohr sagen, wessen Fürsprache sie ihren ersten Auftrag zu verdanken hat."

„Nein, bitte, thu das nicht," flüsterte ich.

„Ei sieh da!" versetzte sie lachend, „ich meinte doch, Vetter, daß Dir an ihrer Meinung nichts gelegen sei."

„Freilich, da hast Du recht, thu' nur was Dir beliebt, ich werde Helene später schon begreiflich machen, daß sie sich bei Deiner Gutmüthigkeit allein zu bedanken hat."

Wir öffneten die Thür und wurden, wie gewöhnlich, von einer Fluth harter Worte empfangen, die wenigstens eine halbe Stunde ohne Aufhören sich ergoß. Margarethe verließ bald das Zimmer wieder, ich blieb allein bei dem Onkel, dessen Fußleiden an diesem Nachmittage so heftig hervortrat, daß er sich zu Bette legen mußte. Jeden Augenblick stieß er einen Schmerzensschrei aus, der sich regelmäßig zu einem Vorwurf für mich gestaltete, doch war ich so an sein barsches Wesen gewöhnt, daß ich es kaum noch empfand, wenn nicht eben fremde Leute Zeugen meiner schlechten Behandlung waren.

Vier Tage später erst beschloß ich, den Lehrer wieder zu besuchen, wiewohl Margarethe, um mich zu necken nicht aufgehört hatte, mich zu einem früheren Besuche anzuspornen. Doch stand ich unter dem Einfluß von Helenens taktvollem Benehmen und wollte darin nicht hinter ihr zurückbleiben; wenn ich sie zu oft mit meiner Gegenwart belästigte, so konnte sie mich unbescheiden oder zudringlich finden.

Als Frau Menden mich in das Wohnzimmer führte,

saß Helene an einem Tisch, der mit allerhand Stoffen bedeckt war und neben ihr an der Wand und auf Stühlen hingen oder lagen zugeschnittene und halbfertige Frauenkleider.

Sobald sie mich sah, stand sie auf und trat mir entgegen.

„O wie gut, daß Sie kommen," sagte sie, „wir haben so viel von Ihnen gesprochen, so herzlich nach Ihnen verlangt; seit zwei Tagen ...."

„Nach mir verlangt, Fräulein Helene?" fragte ich verwundert.

„Ja nach Ihnen," versetzte sie, „ich bin so glücklich, so froh, daß ich dem Freunde meines Vaters — und auch seiner Kinder, nicht wahr? — einen Theil meiner Freude übertragen muß. Sehn Sie nur dort auf dem Tisch, was für eine Menge Arbeit ich schon gefunden habe, o es war ein glücklicher Gedanke, mich hier als Schneiderin anzusiedeln, ich werde viel Geld verdienen und muß schon nach Gehülfinnen und Lehrmädchen ausschauen. Vielleicht erlauben mir später meine Mitel, dem Vater die Last der Schule von den Schultern zu nehmen, wenn Alles gut geht kann ich einen Laden mit Ellenwaaren beginnen, dann braucht mein armer Vater seine Augen nicht mehr anzustrengen. Von je her war das der Traum meines Lebens und mit Gottes Hülfe soll er zur Wahrheit werden, wenn ich mir auch die Finger von den Händen arbeiten muß. Und so kann ich nun in unserm lieben Vissegхem bleiben, um die alten Tage meiner Eltern zu erheitern. O wie herzlich danke ich Gott für diese glänzenden Aussichten!"

Gerührt von diesen liebevollen Worten schloß Frau Menden ihre Tochter in die Arme. Auch ich war tief bewegt; es lag Etwas in Helenens Stimme, das den hartherzigsten Menschen hätte ergreifen müssen und ich gehörte bekanntlich nicht zu deren Zahl.

Helene bat mich, meiner Base für ihre Bestellung zu danken, die zu den übrigen gewissermaßen den Grund gelegt hatte und sagte dann:

„Erlauben Sie, Herr Rohbeck, daß ich meine Arbeit

wieder aufnehme . . . bitte setzen Sie sich, heute Nachmittag ist keine Schule, mein Vater wird sogleich kommen. Auch er ist guten Muthes, da wird es ihm doppelt angenehm sein, sich mit Ihnen unterhalten zu können, jeden Tag hat er nach Ihnen ausgesehn."

Während sie sprach, hatte sie schon wieder Platz genommen und nähte jetzt an einem Kleide von glänzendem blauen Atlas, das für Fräulein Beatrix Backerzeel, die Tochter des Oelmüllers, bestimmt war.

Ich brachte nun das Gespräch auf ihren Aufenthalt in Deutschland und da erzählte sie denn vom Grafen Unterbach, von seinen Töchtern, ihren Zöglingen, von dem schönen Schloß, das die Familie bewohnte und von den Persönlichkeiten, unter denen sie dort gelebt hatte. Wollte man ihren Worten glauben so war sie nur edlen, guten Menschen begegnet, von Allen sprach sie voll des Lobes und der Dankbarkeit; auch schilderte sie mit so lebhaften Farben die schöne Umgebung des Schlosses, die Berge, die Thäler und Felsenhöhen, die blühenden Gärten und brausenden Wasserfälle, daß ich die Gegenwart vergaß und mich mit ihr in eine andere Welt versetzt glaubte.

Frau Menden mit ihrem Strickzeug, die am Kamin saß, wandte keinen Blick von der beredten Tochter, auch die Kinder, die an einem Nebentisch Schularbeiten machten, legten die Federn nieder, um still der Schwester zu lauschen.

Jetzt trat Menden in das Zimmer; er sprach seine Freude darüber aus, daß die ersten Leute des Ortes gewetteifert hätten, Helene mit Arbeit zu versehn und erkannte darin den Segen des Himmels; ich dachte im Herzen, daß außer diesem noch andere Gründe vorlägen: Helenens unwiderstehlich sanfte und anziehende Erscheinung nämlich, ihre Bescheidenheit und die Herzensgüte, die aus ihren Augen strahlten; Alles das hatte ihr die Gunst der Dorfbewohner wie im Sturm erobert.

Wohl um seiner Tochter zu zeigen, daß sich auch mit mir eine Unterhaltung führen ließe, fing er alsbald von den lateinischen und griechischen Dichtern und ihren Werken zu

reden an; wir kamen dann auf die französischen Trauerspieldichter, auf Racine und Corneille, und daran anschließend auf Wieland und Lessing, Herder, Schiller und Göthe, mit deren Schöpfungen Helene hinwieder durchaus vertraut war. So verflog die Zeit im eigentlichsten Sinne des Wortes und der Schlag der großen Wanduhr rief mir plötzlich zu, daß ich schon seit einer Stunde zu Haus sein sollte.

XIII.

Nach dieser zweiten Begegnung mit Helene fuhr ich fort, in gewohnter Weise den Lehrer zu besuchen, mit andern Worten, ich brachte zweimal wöchentlich den Nachmittag und einen Theil des Abends in der Familie zu. Meine frühere Schüchternheit wich mehr und mehr; während ich anfangs noch vorgezogen hatte, mich in Mendens Studierstübchen mit diesem allein aufzuhalten, sprach ich nun unumwunden den Wunsch aus, an Helenens Arbeitstisch sitzen zu dürfen, damit sie an unserer Unterhaltung theilnehme.

Häufig stellten sich jetzt im Hause des Lehrers auch andere Besucher ein, meist Frauen und Mädchen, Kunden von Helene, die etwaige Bestellungen zum Vorwand nahmen, sich ihr zu nahen und dann gern von ihrer angenehmen Gesellschaft ein Stündchen profitirten. Früher würde die Anwesenheit dieser Leute mich gestört haben, doch nun fand ich im Gegentheil Vergnügen daran; schmeichelte es, nach so vielfacher Demüthigung, doch meiner Eigenliebe, wenn ich in ruhiger Unterhaltung mit dem Lehrer und seiner Tochter zeigen konnte, daß ich ein verständiger Mensch und kein dummer, einfältiger Tropf, kein Gelbschnabel sei.

Unter diesen neuen Besuchern Helenens waren Zwei, die sich beinah jeden Abend einfanden und als besondere Freunde Helenens und ihrer Eltern gewissermaßen auch die meinen wurden.

Der Müller Kaspar Vlierings, der in der Nachbarschaft wohnte, hatte vier Kinder, sein ältester Sohn Gerhard war fünfundzwanzig, seine älteste Tochter Johanna etwa zwanzig Jahre alt, Beide einfache junge Leute, die von früh auf zur Arbeit

bestimmt, keine Zeit gehabt hatten, lange die Schule zu besuchen; es war zweifelhaft, ob sie, wenn auch mit dem Gebetbuch in der Kirche sitzend, genugsam lesen konnten um zu wissen, was darin gedruckt stand. Im Uebrigen waren sie heiterer, harmloser Natur, wiederholten jeden Augenblick dieselben Geschichtchen und Witzchen und lachten dann so laut und so lange, daß wir oft gegen unsern Willen in ihr Wiehern einstimmen mußten.

Was den äußeren Anstand betrifft, so zeigte die Schwester sich im Allgemeinen ziemlich gesittet und eingezogen; Gerhard dagegen gebrauchte oftmals Ausdrücke, die mich stießen und Helene leicht erröthen machten, doch entschuldigte sie ihn gern, da er ja keine besseren Formen kannte, und begnügte sie sich damit, ihn freundlich darauf hinzuweisen, daß er im Begriff stehe, die Grenzen der Sittlichkeit zu überschreiten.

Seit seiner frühesten Kindheit arbeitete der junge Mann in der Mühle des Vaters, oder er zog mit dem Esel umher, um Korn von den Bauern abzuholen, Mehl zurückzubringen. Er war sehr kräftig gebaut, hatte breite Schultern und auffallend große schwielige Hände. Sein offnes Gesicht war nicht häßlich, im Gegentheil, er konnte zwischen den andern Bauernburschen für einen ganz hübschen Kerl durchgehn.

War sein Vater König der St. Sebastiansgilde, so konnte Gerhard sich rühmen, nach ihm der geschickteste Bogenschütze der ganzen Gemeinde zu sein; außerdem war er Mitglied aller Verbindungen und Gesellschaften, sei es nun als Kegelschieber, Sänger oder Schlittschuhläufer, überall stand er an der Spitze und war daher von Jedem gern gesehn und geschätzt.

Seine Schwester hatte rothe Backen, sanfte blaue Augen und einen hübschen kleinen Mund mit weißen Zähnen, der, in Folge langer Gewohnheit, beständig zu lachen schien, selbst wenn sie einmal Ursache zur Betrübniß zu haben glaubte; mit einem Wort, Johanna Vlierings war ein dickes, gesundes, niedliches Bauernmädchen.

Mehrere Monate vergingen, ohne daß in meiner oder meiner Freunde Lebensweise ein Wechsel sich vollzog; da aber begannen verschiedene Umstände meine Aufmerksamkeit zu erregen und meine Gemüthsruhe einigermaßen zu stören.

Es kam mir nämlich vor, als ob sich Gerhard Helenen gegenüber eine Vertraulichkeit herausnahm, welche gegen die Achtung verstieß, die er ihr als einer, an Bildung ihm weit überlegenen Persönlichkeit schuldete. Unangenehm berührte es mich namentlich, wenn er in seiner derben Weise sie lobte und ihr Schmeicheleien sagte, auch wohl gar ihre Hand nahm und ihr auf die Schulter klopfte.

Geradezu unbegreiflich war es mir, daß Helene sich seine Anmaßung ruhig gefallen ließ, als bemerkte sie dieselbe nicht; oder hatte der beständige Verkehr mit diesen Leuten ihr schon etwas von ihrem feinen Zartgefühl genommen?

Wie dem auch sei, in meinem Herzen keimte ein Gefühl der Abneigung gegen den dreisten Menschen und da sein Verhalten diesem Gefühl stets neue Nahrung gab, so würde es sich zu Haß entwickelt haben, wenn nicht die Furcht, ungerecht gegen ihn zu sein, mich angetrieben hätte, meine bittern Regungen zu unterdrücken.

Seine Schwester Johanna dagegen belästigte mich seit einiger Zeit durch ihre allzu große Freundlichkeit mir gegenüber. Sollte es bloßer Zufall sein, daß sie, was immer ich thun mochte es zu verhüten, stets an meiner Seite, und sehr nahe neben mir saß? Und warum blickte sie mich oft so seltsam an? Wie kam es, daß sie jetzt, wenn sie mit mir sprach, ganz gegen ihre Gewohnheit ernst war und daß ihre sonst so laute Stimme sanft und leise klang?

Ich glaubte ferner zu bemerken, daß Helenens Freundschaft für mich in demselben Maße abnahm, als der junge Müller in derselben zu wachsen schien. Und doch, wenn ich zuweilen unerwartet zu ihr aufsah und einem Blick ihrer tiefen schwarzen Augen begegnete, so lief ein kaltes Zittern durch meine Adern, ohne daß ich recht wußte, warum.

Wohl stiegen beängstigende Fragen in meinem Innern auf, doch konnte und wollte ich sie nicht mit Aufrichtigkeit beantworten. Meinen Verdruß über Gerhards leichtfertiges Verhalten suchte ich dadurch zu erklären, daß es unerträglich sei, das edle Mädchen ohne die ihr gebührende Achtung behandelt zu sehn. Wenn ich jetzt so oft das Gesicht abwandte, um ihren dunkeln Augen auszuweichen, so sah ich darin die letzten Ueberbleibsel meiner alten Schüchternheit. Durch diese Selbst-

täuschung suchte ich mich zu beruhigen und mir die Gefahr zu verbergen, welche mich bedrohte.

Während der Zeit, die seit Helenens Rückkehr vergangen war, hatte mein Oheim häufig das Bett hüten müssen; er befand sich seit kurzem wieder wohler und ich ging nach altem Brauch mit ihm aus, um ihn zu stützen und zu bedienen.

Die einzige Familie im ganzen Dorfe, die er besuchen wollte, war die des reichen Oelmüllers Herrn Backerzeel; wiederholt hatte ich ihn, seit jenem ersten Mal schrecklichen Andenkens, dahin begleitet und war dann stets mit den jungen Damen zusammengetroffen. Sie zeigten sich äußerst freundlich gegen mich, besonders Beatrix, ein lebhaftes, hübsches Mädchen, die eine gute Erziehung genossen hatte und mit ziemlicher Geläufigkeit über die französische Literatur zu sprechen wußte.

Ohm Jan behandelte mich jetzt nichts besser als früher, doch war ich ja inzwischen viel ruhiger geworden und nahm mir seine Barschheit um so weniger zu Herzen als die jungen Damen versicherten, daß sie dieselbe als Herrn Rohbecks Steckenpferd betrachteten und seine harten Worte nicht für Ernst hielten.

Während mein Onkel mit dem Oelschläger sprach, führten die niedlichen Mädchen mich gewöhnlich in den Garteu, um mir die Blumen zu zeigen, die sie mit Vorliebe pflegten. Ich ließ mir das gerne gefallen, doch legte Beatrix in der letzten Zeit, gerade wie Johanna, eine Freundschaft für mich an den Tag, die mir ihre Gesellschaft beinah lästig machte. Ich fand sie im Allgemeinen viel zu oberflächlich, als daß ich mich ernsthaft für sie hätte interessiren können und wenn ich sie in Gedanken bisweilen neben Helene Menden stellte, so hielten sie den Vergleich keineswegs aus.

Eines Tages, da ich mit Ohm Jan wieder zur Oelmühle gegangen war und im Saal mit der Familie Backerzeel kaum die ersten Begrüßungen gewechselt hatte, drückte der Herr des Hauses den Wunsch aus, meinen Onkel auf einige Augenblicke allein zu sprechen; die beiden Mädchen nahmen mich in Folge dessen mit sich in den Garten.

Anna, die Jüngere, schien ausgelassen vor Freude, sie klatschte jubelnd in die Hände und sah mir schelmisch in die

Augen, während Beatrix dunkelroth wurde und nur einige unverständliche Worte stammelte, als ich nach der Ursache dieser gehobenen Stimmung forschte. Man verbarg offenbar ein Geheimniß vor mir: zwischen meinem Onkel und Herrn Backerzeel mußte etwas Wichtiges verhandelt werden; — aber was konnte es sein?

Lange widerstanden die Mädchen meinen Fragen, dann bemerkte ich, wie Anna der Schwester verstohlen zuwinkte und diese dann, unter dem Vorwande, eine Blume begießen zu wollen, sich an das andere Ende des Gartens begab.

In geheimnißvollem Ton flüsterte mir Anna nun zu:

„Freuen Sie sich, Felix, Ihnen lächelt das Glück! Heute noch wird der sehnlichste Wunsch Ihres Herzens sich erfüllen."

Verwundert sah ich sie an.

„Ahnen Sie nicht, was mein Vater Ihrem Onkel sagen will?"

„Durchaus nicht, Fräulein Anna," war meine Antwort, „ich habe absolut keine Vorstellung davon!"

„Verstellen Sie sich doch nicht, Felix, es ist nutzlos. Mein Vater schlägt Ihrem Oheim vor, aus Ihnen und Beatrix ein Paar zu machen."

Ich wurde blaß ob dieser Ankündigung; mein Schrecken mußte sich so deutlich in meinen Zügen kennzeichnen, daß selbst Anna zu zweifeln begann, ob sie sich hinsichtlich des Zustandes meines Herzens nicht etwa könnte geirrt haben.

„Aber Sie lieben ja doch meine Schwester," sagte sie bestürzt.

„Ich Ihre Schwester lieben?" fuhr ich heraus, „keineswegs, mein Fräulein, nie habe ich an so etwas auch nur gedacht! Ich achte und schätze sie im höchsten Grade, aber das Gefühl, von dem Sie sprechen, ist mir vollständig fremd."

„Wenn also Herr Rohbeck Ihre Vermählung mit Beatrix gut hieße . . ."

„So würde ich mich entschieden weigern!"

„Großer Gott, eine solche Schmach könnten Sie uns anthun?"

„Ja ganz gewiß; ich will nicht heirathen."

„Aber Ihr Oheim könnte Sie zwingen . . ."

„Lieber verließe ich Visseghem, um nie dahin zurückzukehren."

Als ich sah, wie sehr meine Worte sie schmerzten, fügte ich sanfter hinzu:

„Verzeihen Sie mir, Fräulein Anna, daß ich ganz gegen meinen Willen Ihnen so weh thun mußte; aber ich kann nicht anders handeln, Sie sehn der bloße Gedanke an diese Verbindung macht mich zittern."

Anna ging langsam ihrer Schwester nach und theilte ihr meine Antwort mit, ich sah Beatrix, die Augen voll Thränen, an einem Rosenstrauch stehn und war tief betrübt, die Zuneigung des armen Mädchens in dieser Weise vergelten zu müssen, doch hätte ich für alles Gold der Welt ihre Hand nicht annehmen können. Was sollte ich ihr nun sagen? Meine Lage war so peinlich, daß mir Ohm Jan's Donnerstimme in diesem Augenblick wie eine liebliche Musik erklang. Er rief mich und schien sehr ungehalten, wie ich aus seinen deutschen Kraftausdrücken sogleich erkannte, denn er stand schon vor der Thür.

„Donnerwetter, das soll er mir büßen, dieser verwünschte Oelschläger," brummte er in sich hinein, „wartet der Kerl schon auf meinen Tod? Er kann gut rechnen, aber diesmal, Potztausend, soll es ihm doch an seiner dicken Nase vorbeigehn . . . Beide Beine will ich zerbrechen, ehe ich den Fuß wieder über seine Schwelle setze . . . Zustimmen soll ich, ich mag wollen oder nicht, untersteht sich der Flegel zu sagen? Wenn seine Beatrix darauf wartet, mag sie getrost in's Kloster gehn!"

Wir waren inzwischen auf die Straße getreten, in seinem Aerger vergaß er, meinen Arm zu nehmen und so ging ich hinter ihm her, bis er plötzlich den Kopf umwandte.

„Hierher, scheinheiliger Schwindler!" rief er, „also Du hast, während ich arglos mit Herrn Backerzeel sprach, eine Liebschaft mit seiner Tochter unterhalten?"

„Ich, Onkel? Wer hat Dir denn das gesagt?" murmelte ich.

„Spiele nur nicht den Unschuldigen, Du lächerlicher Patron," fuhr er fort, „hast Du Beatrix nicht gestanden, daß Du sterblich in sie verliebt bist?

„Aber ich liebe sie ja gar nicht; ich weiß von nichts, Ohm Jan.“

„Und daß Du sie heirathen willst?“

„Niemals, ich habe nicht daran gedacht!“

„Das lügst Du, Schelm!“

„Aber bester Onkel, ich bitte Dich, verharre doch nicht in diesem Irrthum!“

„Du wagst also zu versichern, daß Du Beatrix Backerzeel nicht heimführen willst? Sie ist ein schönes Mädchen und ihr Vater ist reich . . .“

„Wäre er der König Krösus in eigner Person und sie die Göttin der Schönheit, ich wollte sie doch nicht!“ rief ich aus.

„Wenn ich es Dir nun aber beföhle?“ fragte er mit so strengem Blick, daß ich nicht zu antworten wagte.

„He, Du schweigst?“ spottete er, „Du hoffst, daß es so kommen soll? . . . Nun, warum bist Du denn plötzlich so stumm wie ein Fisch?“

„Ich fürchte, Onkel,“ stammelte ich, „Du könntest mit dem Gedanken umgehn, mich zu dieser Heirath verurtheilen zu wollen . . .“

„Und wenn das nun wirklich meine Absicht wäre?“

„So würde ich mich derselben widersetzen. Alles will ich Dir zu Liebe thun, Onkel, aber Fräulein Backerzeel heirathen, das nun und nimmermehr!“

„Wenn ich Dich nun zu enterben drohte?“

„Selbst dann nicht; mein einziger Wunsch ist, frei und ungebunden bei Dir zu bleiben so lange Du lebst, und sollten es noch vierzig Jahre sein.“

„Bravo, mein Junge, dann wäre ich weit über hundert,“ sagte er zu meiner Verwunderung mit einem gutmüthigen Lächeln, „so lange wird es Gottlob nicht dauern. Ich bin übrigens zufrieden mit Dir Felix, denn ich fürchtete, Du könntest undankbar genug sein, mich um einer Frau willen zu verlassen, und das wäre mir leid gewesen; nun freut es mich, daß Du mir den Aerger sparst. Deiner Versiche-

rung glaube ich; der arglistige Oelschläger hat mich betrügen wollen, aber das soll ihm schlecht bekommen!"

Einige Schritte weiter fuhr er ruhig und freundlich fort:

„Willst Du glauben, Felix, daß dieser habgierige Geldsack mir hoch und theuer versichert hat, Du liebtest seine Tochter schon seit langer Zeit und würdest überglücklich sein, wenn Du sie zur Frau bekämest? Kronthaler um Kronthaler rechnete er mein Vermögen gegen das seine und hatte noch obendrein die Unverschämtheit mir zu sagen, ich würde bald in's Jenseits befördert werden. Der Esel! er hat vielleicht Recht, aber solche unangenehme Dinge sagt man Einem doch nicht in's Gesicht! Daß Du Dich durch Beatrix hättest bethören lassen, fand ich so erstaunlich nicht; sie ist in der That dabei gewesen als unser Herrgott die hübschen Gesichtchen austheilte; aber daß ein solches Mädchen einen jungen Mann lieben soll, der verkrüppelt ist und nur eine Hand hat, das mögen sie den Gänsen weiß machen! Die Hoffnung auf eine tüchtige Erbschaft, das Geld allein gibt bei diesen Leuten den Ausschlag. — Ueber meinen Aerger lachte er und that bis zum letzten Augenblick, als ob er meine Weigerung nicht für Ernst nähme; ich würde von meinem Entschluß schon zurückkommen, sagte er, und wenn es Noth thäte, würdest Du, Felix, mich durch Deine Bitten und Thränen besiegen! zum Glück ist der Narr wahnsinnig, . . . aber vergiß es nie, mein Junge, sollte jemals ein Frauenzimmer zwischen uns beiden treten, so würde ich Dich nicht allein enterben, sondern auch für immer meine Hand von Dir abziehn und Dich aus meiner Gegenwart verbannen. Die Drohung schreckt Dich? Nun, es wird wohl nichts damit zu bedeuten haben, Du wirst Deine Pflicht gegen den alten Onkel nie vergessen, das weiß ich."

So ruhig und freundlich hatte Ohm Jan noch nie mit mir gesprochen, ich war tief gerührt von der Zuneigung, die in seinen Worten sich kund gab und dankte ihm aus vollem Herzen, doch das schien ihm zu mißfallen, er fing wieder zu poltern an, nannte mich Tropf, Schwärmer und Milchbart . . . und ehe wir die Thür unseres Hauses erreichten, war Alles beim Alten.

Abends in der Einsamkeit meines Zimmers überdachte

ich noch einmal die merkwürdige, nur wenige Augenblicke anhaltende Stimmung meines Onkels auf dem Heimwege. Es beglückte mich, glauben zu dürfen, daß er unter der rauhen Außenseite dennoch eine warme Neigung zu mir in seinem Herzen barg. So lange er lebte, durfte ich also nicht heirathen! Ich wollte das ja auch durchaus nicht, und dennoch war das bestimmte Verbot keineswegs nach meinem Sinn.

XIV.

Am folgenden Morgen fuhr ich plötzlich und viel früher als gewöhnlich aus dem Schlafe auf, der kalte Angstschweiß stand mir auf der Stirn. Wieder einzuschlafen war unmöglich; ich stand daher leise auf, kleidete mich an und setzte mich an das Fenster.

Warum war ich so erregt, daß ich noch jetzt an allen Gliedern zitterte? Was war mir geschehen? . . . Ich mußte die ganze Nacht von Beatrix und Helenen geträumt haben, konnte aber anfangs mich nicht besinnen, was es denn eigentlich gewesen war.

Allmählich traten die einzelnen Traumbilder deutlicher hervor, ja nun standen sie mir wieder vor Augen, wie ich sie auch im Schlafe gesehn hatte . . . Ich gewahrte mich selbst in der Kirche vor dem Altar, neben mir kniete Beatrix, den Brautkranz im Haar. Die Orgel erfüllte den geweihten Raum mit schwermuthvollen, sanften Tönen, während der Priester in stillem Gebet die Gnade des Himmels auf das junge Paar herabrief; fromme Dorfbewohner, alle unsere Freunde und Bekannten saßen in den Bänken . . .

Der Priester stieg die Stufen des Altares herab und begann den Trauungsakt; als er mich aber fragte, ob ich Beatrix Backerzeel zu meiner Frau begehre, als das Jawort von meinen Lippen ausgesprochen werden sollte, da hallte plötzlich von den Gewölben der Kirche ein furchtbarer Angstschrei wieder und eine mir nur zu bekannte Frauenstimme rief mir zu: Felix, Felix, erbarme Dich! Ach tödte mich nicht!"

Ich eilte auf diejenige zu, welche in solcher Verzweiflung meinen Namen gerufen hatte; es war Helene; regungslos

und blaß wie eine Leiche lag sie auf dem Boden ausgestreckt! . . .

In diesem Augenblicke mußte ich erwacht sein, denn hier hörte meine Erinnerung gänzlich auf, was ich auch thun mochte, sie aufzufrischen.

Lange saß ich und sann nach über den unbegreiflichen Traum; woher konnte er nur entstanden sein? Aus dem Vorschlag den Herr Backerzeel meinem Onkel gemacht? Der Gedanke lag am nächsten, aber was hatte dann Helene damit zu schaffen und wie konnte, selbst im Schlaf, die Vorstellung in mir Raum gewinnen, sie würde aus Herzeleid sterben, falls ich mit Beatrix mich vermählte? Liebte sie doch den Gerhard Vlierings, das ging aus all' ihrem Thun und Lassen deutlich genug hervor und schon seit Monaten war ich fest davon überzeugt.

Daß sich in meinem Herzen ein Gefühl der Liebe zu Helenen zu regen begann, konnte ich ebensowenig verkennen, aber mir war ja von vornherein nach dieser Richtung jede Hoffnung abgeschnitten. Selbst wenn Helene einem verkrüppelten jungen Mann ihre Zuneigung hätte schenken können, wozu würde es geführt haben? Zu Kummer und Verzweiflung für sie wie für mich; ich durfte nicht lieben, nicht heirathen, so lautete der unwiderrufliche Urtheilsspruch meines Onkels. Die Enterbung welche er mir angedroht hatte, schreckte mich nicht sehr, wohl aber die Verbannung aus seiner Gegenwart, der Zorn, der vielleicht verdiente Haß des Wohlthäters meiner Eltern, des Mannes, der seit meiner Wiege mich unter seinen Schutz genommen. Ja, ich mußte jedem anderen als dem Pflichtgefühl mein Herz verschließen; wenn ich es recht erwog, so war es wohl auch nur Hochachtung und innige Freundschaft, was ich für Helene empfand.

So suchte ich mich selbst zu täuschen und gelang mir das auch so gut, daß ich im Stande war, über meinen wüsten Traum zu lachen.

Nachmittags begab ich mich zu dem Hause des Lehrers und fand Helene wie gewöhnlich im Wohnzimmer bei der Arbeit. Sie erwiderte freundlich meinen Gruß, war aber so schweigsam, daß ich mir vergebliche Mühe gab, einiges Leben

in unsere Unterhaltung zu bringen. Warum waren wir nur beide so befangen?

Von meinem Traum konnte ich ihr natürlich nicht sprechen und eben so wenig von dem Vorschlag des Oelmüllers.

Während sie still zu arbeiten fortfuhr, betrachtete ich sie unwillkürlich aufmerksamer als gewöhnlich. Wie schön war sie doch, was für ein lieblicher Ausdruck lag in ihren Zügen! Ich wandte bewegt die Augen von ihr ab und wagte nicht wieder hinzusehn.

Das bedrückende Schweigen steigerte noch meine Verlegenheit; ich fragte endlich Helene, ob ihr etwas Unangenehmes begegnet sei.

Sie antwortete, daß sie seit heute Morgen an Kopfschmerzen leide, etwas, das wohl häufiger der Fall war; — doch wie kam es, daß sie so tief aufseufzte bei diesen Worten?

Wieder saßen wir zerstreut und schweigend da und ich war schon im Begriff mich zu empfehlen, als mit fröhlichem Gelächter Gerhard Vlierings und seine Schwester eintraten.

Der junge Müller ging sogleich auf Helene zu, drückte ihr die Hand und richtete an sie eine Menge von mehr oder minder witzig sein sollenden Redensarten.

Zu meiner höchsten Verwunderung und schmerzlichen Ueberraschung nahm ich wahr, wie Helene in der Gegenwart des heitern Gerhard ihre Kopfschmerzen alsbald vergaß. Mit mir hatte sie ungeachtetet aller meiner Bemühungen kaum ein paar Worte gewechselt und nun fand sie plötzlich die Sprache wieder!

Das verdroß mich, und um mich ein wenig zu rächen begann ich meinerseits vertraulich mit Johanna zu plaudern. Wir lachten und scherzten und ich that, als ob kein Gerhard und keine Helene mehr in der Welt wäre.

Nachdem dies eine Weile gedauert hatte, sagte Helene mit einem Male, ihr Kopfschmerz habe zugenommen und sei beinah unerträglich jetzt, wir möchten entschuldigen, wenn sie sich zurückzöge, in der Ruhe ihres Zimmers hoffe sie Linderung zu finden.

Johanna wollte bei ihr bleiben; Gerhard und mir blieb nichts übrig, als ihr Lebewohl und gute Besserung zu wünschen.

Frau Menden, die uns bis zur Hausthür begleitete, sprach sehr besorgt darüber, daß Helene seit einiger Zeit so traurig und niedergeschlagen sei; sie sah darin die Vorboten einer Krankheit. Wir suchten sie zu beruhigen so gut es ging und verließen dann das Haus.

Auf der Straße sagte Gerhard in geheimnißvollem Ton:

„Felix, Du bist Helenens Freund und auch der meine, nicht wahr? Ich habe etwas auf dem Herzen, das ich Dir gern anvertrauen möchte, bitte geh' ein wenig mit mir in's Freie.“

Willig schlug ich mit ihm einen Feldweg ein; sobald wir außer dem Bereich der Häuser waren blieb er stehn und fuhr mit größerem Ernst als ich je zuvor an ihm bemerkt hatte, fort:

„Du bist ein gelehrter Mann, Felix und hast mehr Verstand in Deinem kleinen Finger als ich in meinem dicken Kopf; seit einiger Zeit ist es mir überdies noch so wüst und verworren darin, daß mir das Essen und Schlafen vergeht. Ich will mir daher bei Dir einen guten Rath holen, bevor ich zu dem wichtigen Schritt übergehe . . .

„Helene Menden ist ein freundliches, kluges Mädchen, fleißig und geschickt ist sie auch und verdient mit ihrem Kleidermachen einen hübschen Stüber Geld, sie scheint mir ganz danach angethan, ihren zukünftigen Gatten glücklich zu machen, sowohl durch ihre guten Eigenschaften wie durch den Erlös ihrer Arbeit; meinst Du nicht auch, Felix?“

Erstaunt blickte ich ihn an, als hätte ich ihn nicht verstanden.

„Von Helenens Schönheit will ich nicht sprechen,“ fuhr er fort; „ich lege mehr Gewicht auf Herzensgüte und Verstand als auf ein hübsches Gesichtchen, das jede Krankheit zerstören kann. Glaubst Du nicht auch, Felix, daß ich glücklich mit ihr werden würde?“

„In der That,“ bestätigte ich, ohne selbst recht zu wissen, was ich sagte, „die Schönheit der Seele fürchtet weder Krankheit noch Zeit . . .“

„Also Du bist mit mir überzeugt, daß der Mann, dessen Gattin Helene wird, seine Wahl nicht zu beklagen hat,“ unterbrach er mich. „Du schweigst? So laß doch einmal hören,

was Deine Ansicht ist. Bedarf das so langer Erwägung? Erscheint Dir die Sache denn zweifelhaft?"

„Aber warum fragst Du gerade mich das Alles?" rief ich mit einer Ungeduld, die ich so viel als möglich zu verbergen strebte.

„Das begreifst Du nicht?" versetzte er lächelnd; „komm, Felix, verstell' Dich nicht, Du mußt ja doch bemerkt haben, was seit Monaten zwischen mir und Helene vor sich geht."

Ich zuckte unwillig die Achseln.

„Dann mußt Du für solche Dinge so blind sein wie ein Maulwurf,' sagte er, „deßhalb will ich es nur kurz machen und gleich mit der Thür in's Haus fallen. Die Sache ist also diese: Ich liebe das Mädchen so innig und so warm, daß ich verrückt würde, wenn es noch lange so fortginge. Das einz'ge Heilmittel für eine Herzenskrankheit wie die meine ist die Ehe. Mit meinem Vater habe ich noch nicht über die Angelegenheit zu sprechen gewagt, Johanna allein weiß, wo mich der Schuh drückt. Lange habe ich gezögert und zögere immer noch, doch da Du nun auch die Ueberzeugung aussprichst, daß ich glücklich mit Helene werde, will ich die erste günstige Gelegenheit wahrnehmen, die Einwilligung meines Vaters zu gewinnen, und ist das Hinderniß einmal aus dem Wege geräumt, so läuft das Uebrige auf geschmierten Rädern, denn an Helenens Liebe zweifle ich eben so wenig wie an der meinen.

Ich stand wie auf heißen Kohlen; was hätte ich nicht darum gegeben, weit, weit von hier zu sein. Wohl hatte ich n ich stark geglaubt und vielleicht mit einigem Rechte, aber auf einen so unerwarteten Schlag war ich nicht gerüstet. Jedes Wort des jungen Müllers zerriß mir das Herz, und ich durfte mich nicht verrathen!

Meine ganze Kraft zusammennehmend vermochte ich endlich mit scheinbarer Ruhe zu antworten:

„Ich fürchte fast, daß Du ohne den Wirth die Rechnung machst und Dich Deiner Hoffnung zu voreilig hingibst, Gerhard; meiner Ansicht nach kann Helene gar nicht heirathen, selbst wenn es der heißeste Wunsch ihres Herzens wäre, Deine Frau zu werden, weißt Du doch so gut wie ich, daß sie für ihre Eltern arbeitet und es selbst so weit zu bringen

sucht, ihrem Vater die Last der Schule abzunehmen, damit er seine Augen möglichst schonen kann."

„Gewiß, aber das ist kein Hinderniß. Außer einigen guten Stücken Landes hat mein Vater ein schönes Häufchen Kronthaler gespart und er ist nicht geizig. Wenn wir dann unserer Zwei sind um für den Meister Menden zu arbeiten so wird es um so leichter gehn. Helene wird mit mir in der Mühle wohnen . . . ."

Ich schüttelte bedenklich den Kopf.

„Das scheint mir Alles in noch etwas weiter Ferne zu liegen," murmelte ich, „da Du indessen so sicher glaubst auf Helenens Zustimmung hoffen zu dürfen . . . ."

„Hoffen?" wiederholte er triumphirend, „hoffen? Ich sage Dir, jubelnd, mit Freudenthränen in den Augen wird sie ihr Jawort geben; das glaubst Du nicht? Bedenke doch nur, ich liebe sie bis zum Tollwerden, und sie liebt mich noch tausendmal mehr ... Aber warum bist Du denn plötzlich so blaß geworden? Und nun wieder roth! Was bedeutet das, Felix, Du bist doch nicht etwa eifersüchtig und mißgönnst mir mein Glück? . . . Scherz bei Seite, das ist ja ganz undenkbar, Deine Frau könnte Helene ja doch niemals werden, Du bist der reichste Erbe in der ganzen Gegend, sie ist arm und, — nichts für ungut — sie fragt nichts nach Dir. Angenommen nun es wäre anders und der Lehrer böte Dir die Hand seiner Tochter an, was würdest Du thun?"

„Ich würde sie ausschlagen."

„Natürlich, ich weiß ja, wenn Du mir es auch nicht sagst, daß Dein Herz in ganz anderen Fesseln liegt, in der „bunten Kuh" hörte ich gestern schon erzählen, daß Du Beatrix Backerzeel heirathen wirst. Das ist ein Mädchen von Deinem Stande, reich und schön. Nun schüttelst Du wieder den Kopf und willst mich glauben machen, daß davon gar keine Rede sei? Der Oelmüller hat es selbst an den Baas Verdillen, und dieser im Wirthshause ausgeplaudert, ich stand dabei und hörte zu mit eignen Ohen; darum sei nur aufrichtig und gesteh' daß sie die Wahrheit sagten."

Während seiner langen Rede hatte ich Zeit gefunden mich zu fassen.

„Es sind allerdings zwischen meinem Oheim und Herrn

Backerzeel einige Worte hinsichtlich einer solchen Verbindung gewechselt worden," sagte ich, „doch werden sie aller Wahrscheinlichkeit nach ohne Folgen bleiben."

„Ja, das Liedchen kennen wir, Felix," rief er lachend, „so heißt es im Anfang immer, aber die Zeit reift den Apfel und die Heirath auch. Ich wünsche Dir von Herzen Glück, denn Beatrix ist wie für Dich geschaffen."

Ich gab ihm nun zu verstehn, daß ich keine Zeit hätte länger zu plaudern, sondern zu meinem Onkel müsse; er drückte mir die Hand und sagte im Fortgehn:

„Sprich einstweilen noch nicht über die Sache, besonders nicht mit Helenen. Unsere Eltern müssen sich erst unter einander verständigen, das Andere findet sich nachher von selbst. Und dann wund're Dich nicht, Felix, wenn Du in ein paar Wochen oder vielleicht schon Tagen hörst, daß Helene meine Braut ist. Leb' wohl."

Ich blickte ihm nach, seine Worte klangen mir noch lange in den Ohren. Dann schlug ich einen einsamen Feldpfad ein, der, an der Linde des heiligen Christ vorüber, zum Marktplatz führte und den ich seit einiger Zeit zu benutzen pflegte, so oft ich zum Hause des Lehrers ging.

Langsam schlich ich meines Weges, oft blieb ich stehn, um zu sinnen, zu träumen, ich fühlte mich namenlos unglücklich. Gerhard liebte Helene, und sie liebte ihn mit unaussprechlicher Zärtlichkeit, das wußte ich seit Monaten, warum klopfte denn jetzt auf einmal mein Herz so heftig, als wollte es mir die Brust zersprengen? Eifersucht war es nicht, nein, aber Helene als Gerhards Gattin sehn müssen, ihr fremd gegenübertreten, in ihre schwarzen Augen nicht mehr blicken dürfen, o das war mehr als ich ertragen konnte! Ihre Liebe verlangte, wünschte ich nicht, und doch schien es mir, daß ich, derselben beraubt, dahinsiechen und sterben müßte!

Vergebens kämpfte ich so gegen das Licht, das unwiderstehlich sich dennoch Bahn brach; nicht länger konnte ich mir die Wahrheit verhehlen, nicht länger mich selbst betrügen. Ein schwerer Seufzer, einem Angstschrei ähnlich, entrang sich meinem gequälten Herzen.

„Unglücklicher der ich bin," sagte ich leise, „ja, ja, mein Gewissen ruft es mir zu, ich liebe sie inniger, heißer als je ein

Mann auf der Erde ein Mädchen geliebt hat! Ach, was soll ich thun, um diese unselige Neigung zu bannen!

Eben jetzt hatte ich das Kreuzesbild unter der Linde erreicht; dem Drange meines Herzens folgend kniete ich nieder auf der hölzernen Bank und flehte zu Gott um Licht und Gnade. —

Als ich den einsamen Ort verließ, fühlte ich mich viel beruhigter; der Sturm der Gedanken hatte sich gelegt, die Vernunft gewann wieder die Oberhand. Stand es Helene nicht frei, über ihre Hand zu verfügen? Und wenn sie nun Gerhard Vlierings liebte, welches Recht hatte ich, den Himmel ihres Glückes durch meine sinnlose Leidenschaft zu verdunkeln? Machte ich mich nicht vor der ganzen Welt lächerlich, wenn es bekannt wurde, daß ich ein Mädchen liebte, das die Braut eines Andern zu werden im Begriff war?

Unter diesen Gedanken näherte ich mich unserm Hause, fest entschlossen vor aller Welt verborgen zu halten, daß Helenens Heirath mich betrübte. Wie sehr meiner Natur an und für sich auch jede Unwahrheit widerstand, so wollte ich selbst davor nicht zurückscheuen, ehe ich Helene und mich dem Spott und Geschwätz böswilliger Menschen preisgab.

Leider war es mir fortan nun aber wirklich unmöglich, den Lehrer zu besuchen; denn welches Verhalten sollte ich seiner Tochter gegenüber beobachten? und würde meine Aufregung bei der Ankündigung ihrer Vermählung mit Gerhard nicht verrathen, was ein unverbrüchliches Geheimniß bleiben mußte?

Wie aber das plötzliche Abbrechen der so engen Freundschaft rechtfertigen oder auch nur begründen? Um Zeit zu gewinnen sah ich nur einen Weg, ich mußte zuerst ein Unwohlsein vorschieben und dann andere Ausflüchte ersinnen, bis Helene das Haus ihres Vaters verlassen hatte, um in der Mühle zu wohnen; das weitere fand sich dann später.

XV.

Meinem Vorsatze gemäß stellte ich mich unpäßlich sowohl Ohm Jan und Margarethe wie allen anderen Leuten gegenüber. Am zweiten Tage schickte ich selbst Nelis Sprinkhahn zu meinem Freunde mit der Bestellung, daß ich krank sei und er sich darum nicht verwundern müsse, wenn ich ihn vorläufig nicht besuche.

Eine ganze Woche blieb ich zu Haus, ohne den Fuß auch nur auf die Straße zu setzen; am achten Tage endlich, als der Onkel sein Mittagschläfchen hielt, sagte ich zu Margarethe, daß ich ein Bedürfniß nach frischer Luft empfände und daher einen kleinen Spaziergang durch den Garten in's Feld machen wolle.

Noch nicht zehn Minuten war ich von unserm Hause entfernt, als ich eine Stimme ärgerlich meinen Namen rufen hörte. Ich fuhr erschreckt zusammen; sollte Ohm Jan mich etwa hier überraschen? Doch nein, er war es nicht, wohl aber Gerhard Vlierings, der mit geballter Faust und wüthenden Gebährden mir nachstürzte. Er schien über mich herfallen zu wollen; als er aber das ruhige Erstaunen bemerkte, mit dem ich ihn ansah, blieb er ein paar Schritte von mir entfernt stehn und rief:

„Da treffe ich Dich endlich, Du falscher Schleicher, und was hält mich ab, Dir den Hals zu brechen? Monate lang hast Du, einer giftigen Schlange gleich, mir aufgelauert, bis Dir der günstige Augenblick gekommen schien, mich zu stechen, Heuchler der Du bist!"

„Was fällt Dir ein, Gerhard," versetzte ich ärgerlich, „Du

treibst die Unverschämtheit zu weit, — oder Du bist wahnsinnig geworden."

„Wahnsinnig, toll, rasend, ja das bin ich! Danke Gott, daß Du nur eine Hand hast und Dich nicht vertheidigen kannst, sonst verließen wir nicht beide lebend diesen Ort."

„Aber was in aller Welt ist Dir nur in den Kopf gefahren?" fragte ich, „ich weiß wahrlich nicht, weßhalb Du böse auf mich sein könntest."

„Du hast mich schmählich getäuscht und betrogen, Du hast auf ewig mein Glück vernichtet . . . und wenn ich mir das Leben nehme, weil ich es nicht länger ertragen kann, so trägst Du allein die Schuld, mein Tod kommt auf Dein Gewissen."

Dabei traten dem starken Burschen die Thränen in die Augen und er schien eine Beute der tiefsten Verzweiflung.

„Gerhard," sagte ich mit aufrichtiger Theilnahme, „ich verstehe Dich nicht. Laß mich die Ursache Deiner Betrübniß erfahren, so will ich nach besten Kräften Dich zu trösten suchen."

„Ach für mich gibt es keinen Trost, keine Hoffnung mehr, ich bin ein verlorener Mann," versetzte er traurig. „Ich hatte die Einwilligung meines Vaters erhalten und mich dann an den Lehrer gewendet; er sagte, daß er seiner Tochter vollkommne Freiheit in ihren Entschließungen ließe, es fehlte also nur Helenens Jawort, um mich zum glücklichsten Menschen auf der ganzen Welt zu machen, — und sie verweigert es mir! Mein Vater und meine Schwester haben sie gebeten, mir diesen Kummer zu sparen, ich habe vor ihr gekniet . . . nichts, nichts; sie kann niemals meine Braut werden, sagt sie; warum, das will sie nicht erklären, Thränen und Seufzer sind ihre einzige Antwort."

„Du dauerst mich, Gerhard," sagte ich meine innere Erregung gewaltsam niederkämpfend, „Dein Kummer muß groß sein, doch wie kommst Du dazu, ihn mir zum Vorwurf zu machen?"

„Du thust noch, als ob Du nicht wüßtest, wovon ich überzeugt bin," rief er mit erneuter Heftigkeit; „wenn Du nicht wärst, so nähme Helene mit Freuden die Hand an, die ich ihr biete."

„Wie kannst Du Dir nur solchen Unsinn in den Kopf

setzen! Wenn Helene Dich liebt, so werden ihr doch meine Gefühle betreffs dieser Heirath vollkommen gleichgültig sein; zudem habe ich sie nie mit einem Worte geäußert."

„Ja, Helene liebt mich, mich allein . . . und doch bist Du die Ursache, daß ich vergehe vor Verzweiflung."

„Sei vernünftig, Gerhard," sagte ich so ruhig als möglich, „der Schmerz macht Dich ungerecht. Ich habe mit dieser Sache nichts zu schaffen, bin seit unserm letzten gemeinschaftlichen Besuche nicht einmal wieder in Mendens Haus gewesen, bin sogar fest entschlossen, Helene vor dem Tage ihrer Hochzeit nicht mehr zu sehn."

Er schien meinen Worten zu glauben, brach aber gleich darauf in einen neuen Sturm des Unwillens aus.

„Wenn Du wirklich unschuldig bist," rief er, „so hat Helene um so schmählicher an mir gehandelt. O ich weiß es ganz genau, was sie antreibt, mich so erbarmungslos von sich zu weisen, obgleich sie mich liebt: es ist die Habsucht, die Begierde nach Deinem Erbtheil! Frau Rohbeck will sie heißen, in einem Schlosse wo möglich wohnen, in einer Kutsche fahren! Ein Bauernjunge wie ich ist ihr längst nicht gut genug, und ob der Bauernjunge vor Herzeleid stirbt, das kümmert sie wenig und kostet sie nicht mal eine Thräne, — so sehr verdirbt der Geldteufel die Menschen! Die Kronenthaler, die Ländereien, die Güter Deines Onkels stecken Helene im Kopf und sie opfert mein Lebensglück und ihre Liebe diesem erhofften Reichthum . . . aber so wahr ich lebe, ich will mich rächen, furchtbar rächen, sie kennt Gerhard Vlierings nicht! Dem Spott der ganzen Welt gibt sie mich preis? Gut, so soll sie auch wissen, warum, ja das soll sie wissen!"

Mit diesen Worten lief er zürnend dem Dorfe zu.

Meine erste Empfindung nach dieser stürmischen Scene war eine wohlthuende, beglückende. Helene hatte seine Hand ausgeschlagen, sie blieb also frei, kein Gatte trat zwischen mich und sie, um mich auf ewig von ihr zu trennen.

Doch nur wenige Augenblicke währte dieser süße Traum. Wenn Helene, trotz ihrer Liebe zu Gerhard, ihn abgewiesen hatte, so lag ohne Zweifel der Gedanke zu Grunde, daß sie ihre Eltern nicht so bald verlassen dürfe; es war mithin nur eine Frage der Zeit, und mehr wie je mußte ich von ihr

fern bleiben, denn zu den übrigen Gründen trat nun noch der hinzu, daß ich Alles zu vermeiden hatte, was dem Verdachte Gerhards den Schein von Wahrheit geben konnte.

Nach Haus zurückgekehrt sagte ich meiner Base kein Wort von der Begegnung mit Jenem, that vielmehr, als ob mein Unwohlsein sich noch verschlimmert hätte.

So vergingen wieder vier einsame, traurige Tage; am Nachmittag des fünften begab sich Margarethe gleich nach dem Essen in das Dorf, um dort verschiedene Besorgungen zu machen. Sie blieb lange aus und als sie endlich heimkehrte rief sie mich in das Wohnzimmer.

„Du sollst mir wohl ein sonderbarer Heiliger sein, Vetter,“ sagte sie lächelnd, „sitzest da seit zwölf Tagen zu Haus und ahnst nicht, was draußen vorgeht. Der ganze Ort ist Deinetwegen in der größten Aufregung.“

„Meinetwegen?“ fragte ich erstaunt.

„Freilich, Dein Name ist in Aller Munde, es scheint, daß Du nicht allein Helenen, sondern zugleich Beatrix, Johanna und noch anderen Mädchen die Köpfe verdreht hast; Dein Herz kann gleichwohl doch nur eine Einzige besitzen, und das wird jedenfalls Helene sein. Du Heuchler, ich bin recht bös auf Dich; mir, Deiner Freundin, Deiner Gönnerin hast Du von alledem nichts gesagt! Das war nicht recht von Dir, Felix, nein das war nicht recht.“

„Aber, beste Margarethe,“ antwortete ich verlegen, „das sind lauter falsche Gerüchte! Helene liebt den jungen Müller, nie habe ich ein Wort mit ihr gewechselt, das den von Dir ausgesprochenen Verdacht rechtfertigen könnte. Aber ich weiß wohl, es ist Gerhard Vlierings, der in seinem Aerger diese thörichten Anschuldigungen gegen mich ausstreut, die Verzweiflung raubt ihm allen Verstand, alle Ueberlegung.“

„Ja, ich habe Gerhard gesprochen; er behauptet daß Helene ihn liebe und dessen ungeachtet Dich zu fesseln suche. Der arme Schelm weiß selbst nicht was er sagt, er ist wie von Sinnen; das hält die Leute aber nicht ab, ihm Glauben zu schenken und so bringt er das ganze Dorf gegen Euch auf.“

„Was sagt man denn Böses von mir?“ fragte ich.

„Von Dir weniger als von Helene; Einige sind so er=

boßt auf sie, daß sie Lust haben, sie aus der Gemeinde zu jagen."

„Großer Gott, wie ist das möglich!" seufzte ich, „woher nur diese ungerechte Erbitterung?"

„Man nennt sie Verführerin, Bestrickerin, und Du bist es, Felix, den sie verführt und bestrickt haben soll. — Wie bestürzt Du mich nun wieder ansiehst: und doch ist es so, verlaß Dich darauf. Da ich nicht lange Zeit habe, will ich Dir nur rasch noch sagen, wie die Sache zusammenhängt: Von Helenens Liebe zu ihm fest überzeugt hat Gerhard durch seinen Vater um ihre Hand angehalten, sie aber hat dem armen Jungen einen Korb gegeben, ohne ihm die mindeste Hoffnung zu lassen."

„Das ist leicht erklärlich," unterbrach ich sie, „Du weißt ja doch, daß sie für ihre Eltern arbeiten muß, wie kann sie da heirathen?"

„Gerhard klagt sie der Geldgier an, er sagt, daß sie ihn abwiese, weil sie Dich zu fangen hoffe. Ich glaube natürlich kein Wort davon, die Andern aber ließen sich sämmtlich gegen das Mädchen aufhetzen. Der junge Müller hat viele Freunde, die nun Alle für ihn in's Geschirr gehn. Der ganze Ort ist aufgebracht gegen die Schullehrertochter, man spricht von ihr mit solcher Verachtung, daß kaum ein Hund noch von ihr ein Stück Brod annehmen kann, ihr guter Ruf ist in Visseghem für immer dahin oder doch wenigstens schwer verletzt; einige Kunden haben ihr die Arbeit schon wieder fortgeholt."

„Arme Helene," sagte ich traurig, „die edelste Aufopferung, das beste Herz schützt also nicht gegen elende Verleumdung? Wer hätte denken sollen, daß Gerhard ein so boshafter Mensch sei!"

„Er ist es nicht allein, der die bösen Gerüchte in Umlauf setzt, der Oelschläger und seine Töchter stehn ihm treulich zur Seite, und außerdem noch Johanna Vlierings, Therese Mohrs, Catharina Vedels sammt vielen Anderen, die Alle schreien und klagen, als habe man ihnen ihr rechtmäßiges Eigenthum gestohlen. Du thust Wunder, wie es scheint, Felix, ohne es selbst zu wissen; alle Mädchen von Vissegbem sind

in Dich oder Dein Erbtheil verliebt . . . Und Du solltest wirklich nichts davon gehört haben?"

„Außer der damaligen Unterredung Baderzeels mit meinem Onkel kein Wort, Margarethe. Es ist mir ganz schwindlich im Kopf, ich kann aus all' dem Unsinn nicht klug werden; daß ich aber tief betrübt darüber bin, brauche ich Dir wohl nicht erst zu versichern. Menden, der seine Tochter liebt wie das Licht seiner Augen, muß ja ganz trostlos sein! Ihr guter Name befleckt, ihr Erwerb, der so viel für die Zukunft verhieß, vernichtet, o es ist ein furchtbarer Schlag für die unschuldigen Leute! Und nun darf ich meinen armen Freund nicht einmal trösten . . ."

„Warum nicht, Vetter?"

„Das würde dem Geschwätz ja neue Nahrung geben."

„Jetzt, wo Du glaubst daß er unglücklich ist, willst Du den Lehrer im Stich lassen? Ich an Deiner Stelle würde lachen über dies Bauerngeklatsch und mich sicher nicht daran stören. Bist Du nicht ein unabhängiger Mann? Und wer hat ein Recht, Rechenschaft von Dir zu verlangen? Heute Nachmittag noch mußt Du den Lehrer besuchen, es ist Deine Pflicht ihn zu trösten und ihm Rath zu geben, so gut Du kannst, Du erfährst auf diese Weise auch, was in seinem Hause vorgeht und wie Du Dich zu verhalten hast. In einer Stunde bin ich mit meiner Arbeit fertig, und werde beim Onkel Deine Stelle vertreten und Dich unter irgend einem Vorwande ausschicken. Geh dann geraden Weges nach Blekhout und suche Deinen Freund zu beruhigen, vielleicht legt der Sturm sich in der That eher als wir vermuthen. Willst Du aber wirklich den Verkehr mit Menden aufgeben, so sag' ihm wenigstens Deinen Grund und verabschiede Dich von ihm . . . Nein, nein, widersprich mir nicht, Du bist im Unrecht; was hast Du zu befürchten, wenn Dein Gewissen Dich frei spricht? Begib Dich jetzt nur wieder zum Onkel hinauf, bis ich komme, Dich abzulösen."

Natürlich wurde ich oben mit einer wahren Sündfluth von Schimpfwörtern empfangen. Ohm Jan beschuldigte uns, — und diesmal nicht ohne Grund, — daß wir unten ständen zu schwatzen und auf sein Rufen nicht Acht hätten; doch hörte

ich kaum, was er sagte, mein Geist war mit ganz anderen Dingen beschäftigt:

Margarethe hielt Wort; sie kam bald herauf und gab mir den Auftrag, nach den Arbeitern zu sehn, welche im Höfchen einen neuen Brunnen anlegten.

Wiewohl ich nur dem Drängen meiner Base folgte, erfreute mich doch der Gedanke, daß ich nun Helene sehn würde. Ich wollte meine ganze Kraft zusammennehmen, mein Herz verschließen und selbst den Ausdruck meines Gesichtes so beherrschen, daß Niemand mein Geheimniß errathen konnte.

Durch das Hinterpförtchen unseres Gartens schlich ich in's Feld und wählte die einsamsten Wege, um nur ja Niemandem zu begegnen.

Während ich träumend einen schmalen Pfad verfolgte und von dem Hause des Lehrers nicht mehr weit entfernt war, fühlte ich plötzlich eine Hand in der meinen, und Mariechen, Helenens kleine Schwester rief jubelnd:

„Guten Tag, Herr Felix; wie froh bin ich, daß Sie zu unserm Hause gehn, wir haben Sie so lange nicht gesehn. Da wird sich der Vater freuen, und Helene auch . . . aber Helene ist krank."

„Krank? Deine Schwester ist krank?" fragte ich, besorgt.

„Ja, sie weint immer," antwortete das Kind „sie hat so großen Kummer."

„Worüber denn, Mariechen? Komm, laß einmal hören."

„Ich weiß es nicht recht . . "

Und wie nach Aufklärung suchend, blickte die Kleine eine Weile zu Boden und fragte dann zu meiner Verwunderung:

„Ist es wahr, daß Sie Beatrix Backerzeel heirathen wollen?"

„Wer hat Dir das gesagt?" fragte ich zurück.

„Helene hat es gesagt, Herr Felix."

„Und darüber ist sie traurig?"

„Nein das nicht, Gerhard ist es, der ihr Kummer macht, er kommt immer in unser Haus und sagt ihr böse Worte . . . . aber nun arbeitet Helene nicht mehr unten . . ."

Wir hatten inzwischen die Wohnung erreicht und ich folgte

dem Kinde in das große Zimmer, wo ich in der That Niemanden antraf.

„Gehn Sie nur mit hinauf," sagte die Kleine, wieder meine Hand fassend, meine Schwester wird so froh sein!"

Ich nahm Anstand, unangemeldet bei Helene einzutreten und fragte Mariechen wo der Vater sei, doch da kam er schon selbst die Treppe herunter.

Er grüßte mich mit einer gewissen formellen Höflichkeit.

„Herr Robbeck," sagte er, „seit Ihrem letzten Besuche hat uns das Unglück verfolgt; ich muß einige Worte allein mit Ihnen sprechen, bitte kommen Sie mit in mein Studierzimmer.

Beklommenen Herzens folgte ich ihm; warum dieser ungewohnte, feierliche Ton? Kannte er vielleicht mein Geheimniß und wollte er mich anklagen!

„Nehmen Sie Platz, Herr Robbeck," sagte er auf einen Stuhl weisend, nachdem er die Thür hinter sich verschlossen hatte, „die Bitte, welche ich an Sie richten muß, ist mir sehr schmerzlich, doch Sie sind ein edler Mensch und werden die Sorge eines bedrängten Vaterherzens verstehn. Hören Sie mir, wenn ich bitten darf, aufmerksam und nachsichtig zu."

Er begann nun, mir auseinander zu setzen, was ich bereits wußte: den Antrag des jungen Müllers, Helenens ablehnende Antwort und die Erbitterung, welche daraus gegen sie und ihre Eltern im Dorfe erwachsen war.

„Ich vermuthete wohl," schloß er, „daß Helene nicht einwilligen würde, jetzt schon zu heirathen, doch ließ ich ihr darin volle Freiheit. Nach besten Kräften suchte ich dann Gerhard zu beruhigen und ihm die Hoffnung einzuflößen, daß er vielleicht später eine günstigere Antwort erhalten möchte, doch der aufbrausende Mensch wollte von nichts hören und drohte, sich zu rächen. Das hat er denn auch gethan, in der schrecklichsten, gehässigsten Weise, alle seine Freunde und Bekannten hat er gegen uns aufgehetzt, Helene verlor in Folge dessen schon mehrere Kunden und ich fünf Schüler. Wir waren dem lieben Gott so dankbar für das Glück, das uns zu winken schien, und nun gehen wir dem Elend mit raschen Schritten entgegen."

„Hoffen wir," stammelte ich in der größten Verlegenheit,

„daß dieser peinliche Zustand von nur kurzer Dauer ist. Die Dorfbewohner sind durch Gerhard verleitet und werden bald einsehn, daß ihre Erbitterung unbegründet ist.“

„Wissen Sie auch, Herr Roßbeck, wessen man meine Tochter beschuldigt?“ fragte er.

Ich nickte bejahend.

„Wie ist es nur möglich, daß man von der guten Helene so etwas glauben kann! Hat sie, so lange Sie unser Haus besuchen, durch Worte oder auch nur Mienen jemals die Achtung verletzt die sie Ihnen schuldet?“

„Nie; ihr gesittetes, eingezogenes Wesen blieb sich immer gleich.“

„Und nun erzählen sich im ganzen Dorf die Schwalben auf dem Dach, daß sie arglistig gesucht habe, Sie, Herr Roßbeck, zu bethören und an sich zu ziehn, nicht aus Liebe, sondern im Hinblick auf die reiche Erbschaft, die Sie von Ihrem Onkel zu erwarten haben. Der Verlust unseres Erwerbes ist gewiß ein großes Unglück für uns, noch tausendmal mehr aber quält mich der Gedanke, daß der Name meines reinen unschuldigen Kindes gebrandmarkt ist; ich weiß kaum, wo mir der Kopf steht und fürchte fast, den Verstand darüber zu verlieren. Ach, und was kann ich thun um dem Uebel abzuhelfen?“

Ich suchte nach Trostgründen, fand aber nichts, was ich hätte vorbringen mögen; der arme Mann war aber auch so von seinen eigenen Gedanken in Anspruch genommen, daß er auf mich kaum achtete.

„Ja,“ fuhr er fort, „den Verstand werde ich darüber verlieren . . . Beinah hätte ich jetzt schon vergessen, was ich Ihnen sagen wollte. Ihre Gesellschaft, Herr Felix, war mir sehr wohlthuend, sie hat mich angeregt, verjüngt und glücklich gemacht und ich hoffe, daß unsere Unterredungen auch Ihnen einigen Genuß gewährten. Es thut mir weh, fortan darauf verzichten zu müssen doch für die Ehre meiner Tochter ist mir kein Opfer zu groß. Verzeihn Sie mir also, wenn ich Sie bitte, Ihre Besuche fortan einzustellen, meine Dankbarkeit gegen Sie bleibt stets dieselbe, aber . . . .“

„Sie haben ganz recht,“ unterbrach ich ihn, „wie schwer es mir auch werden mag, ich will mich künftig fern von Ihnen halten.“

„Und Sie werden darum mir und den Meinigen nicht zürnen?"

„Keineswegs, ich werde Ihnen Allen nach wie vor dieselbe Hochachtung und Zuneigung im Herzen bewahren."

„So danke ich Ihnen, Herr Felix; Sie sind der einzige wahre Freund der uns bleibt; wenn wir auch Sie verlieren müßten ...."

„Nein, nein fürchten Sie das nicht," sagte ich, indem ich aufstand und ihm die Hand drückte, „nie werde ich Ihre Güte vergessen und mich mein ganzes Leben hindurch als Ihren Schuldner betrachten. Die Zeiten können sich ändern; vielleicht bin ich später einmal im Stande, Ihnen anders als mit Worten meine Dankbarkeit zu beweisen."

„So leben Sie denn wohl," versetzte er, „unsere Gesinnungen bleiben dieselben, trotz der unfreiwilligen Trennung."

Wir waren beide bis zu Thränen gerührt; als wir durch den Hausflur gingen blieb ich unwillkürlich stehn und heftete den Blick auf die Thür des Wohnzimmers.

„Sie möchten Helene noch einmal sehn?" fragte er, meine Gedanken errathend.

„Es erscheint mir so sonderbar, daß ich von hier fortgehe, ohne sie begrüßt zu haben," versetzte ich.

„In der That, Sie können ihr selbst sagen, warum Sie uns fortan nicht mehr besuchen, es wird ihr dann weniger hart sein ... Bitte kommen Sie nur mit mir, aber kürzen Sie Ihren Besuch möglichst ab."

Gleich darauf öffnete er die Thür des Zimmers, in dem seine Tochter an der Arbeit saß.

Helene war blaß, ihre Augen von weinen geröthet; bei meinem unerwarteten Eintreten sprang sie auf und ich glaubte zu bemerken, daß ihre Hände zitterten, doch mußte das eine Täuschung sein, denn schon im nächsten Augenblicke konnte ich in Gesicht und Haltung nichts Ungewöhnliches mehr wahrnehmen als eine tiefe Niedergeschlagenheit, die sich aus den obwaltenden Verhältnissen leicht erklären ließ.

„Sind Sie krank, Fräulein Helene?" fragte ich, nachdem wir einen Gruß gewechselt.

„Nein, ich bin nicht krank," antwortete sie kaum hörbar.

„Herr Rohbeck kommt, um sich bei Dir für einige Zeit zu verabschieden," nahm der Lehrer das Wort, „ich habe ihn

gebeten, seine Besuche bei uns vorläufig einzustellen, er nimmt mir das nicht übel, weil er die Nothwendigkeit einer Maßregel anerkennt, die allein die Leute überzeugen kann, daß Gerhard ein Verleumder ist. Herr Robbeck bleibt darum nicht weniger unser guter, treuer Freund."

„Für immer," bestätigte ich; „was auch geschehn möge, meine Achtung für Sie, Fräulein Helene und für Ihren Vater wird niemals abnehmen."

Ein wehmüthiges Lächeln trat auf Helenens Lippen.

„Gestatten Sie, Herr Robbeck," sagte sie, „daß ich Ihnen zu Ihrer Verlobung mit Fräulein Backerzeel Glück wünsche; ich werde Gott bitten, daß Er Ihren Bund segne."

„Sie sind im Irrthum," rief ich eifrig, „an der Geschichte ist kein wahres Wort."

„So hätte Ihr Oheim seine Zustimmung verweigert?"

„Dessen bedurfte es nicht, ich habe es selbst gethan," versetzte ich.

„Beatrix ist doch ein so hübsches, liebenswürdiges Mädchen."

„Was kann das alles helfen? Ich fühle nicht die mindeste Zuneigung zu ihr."

„Ach, was soll man denn eigentlich glauben von Allem, was sich die Leute erzählen," sagte sie und legte ihre Hand auf die Lehne des Stuhles, um sich darauf zu stützen, gleich darauf aber wandte sie sich uns wieder zu.

„Der Kummer der letzten Tage hat mich etwas angegriffen," sagte sie sanft, „ich empfinde zuweilen einen Schmerz am Herzen, doch es geht rasch vorüber. — Leben Sie wohl, Herr Robbeck, langes Stehen ermüdet mich, leben Sie wohl."

Menden ergriff meine Hand und führte mich zum Zimmer hinaus.

„Arme Helene," sagte er, „sie empfindet es eben so hart als ich, durch die bösen Zungen gezwungen zu sein, auf den Verkehr mit Ihnen zu verzichten, doch es ist einmal nicht anders, wir müssen uns trösten so gut es geht."

Mit schwerem Herzen verließ ich das Haus, in dem ich so manche frohe Stunde verlebt hatte.

XVI.

Es war mir lieb, daß ich nun nach keinem Grunde mehr zu suchen brauchte, von Helenen fern zu bleiben und ich hoffte daß die Wunde meines Herzens allmählich heilen würde, aber ach, wie bald sollte ich gewahren, daß diese Hoffnung nichtig sei. Helenens Bild schwebte mir beständig vor Augen, der Gedanke an sie erfüllte mich dergestalt, daß außer ihr die ganze Welt nicht für mich existirte.

Den Erkundigungen gemäß, welche ich durch Margarethe und Nelis Sprinkhahn einzog, hatte die feindliche Stimmung der Dorfbewohner Helenen gegenüber sich noch gesteigert, sie hatte fast ihre sämmtlichen Kunden, ihr Vater die Hälfte seiner Schüler verloren. Was sollte nun aus den armen Leuten werden? Und diesmal konnte ich sie nicht trösten, ihnen nicht helfen!

Das Gefühl meiner Ohnmacht und das Weh einer hoffnungslosen Liebe nagte an meinem Herzen, so daß ich wieder allen Lebensmuth verlor. Ich ging nicht mehr aus, und mied selbst Margarethens Gesellschaft, um in der Einsamkeit meines Zimmers zu träumen, denn meine Base, die wohl nicht wußte, welchen Schmerz sie mir dadurch bereitete, wurde nicht müde, mir von Helene zu sprechen, ihren Verstand und ihre Schönheit zu rühmen oder ihren traurigen Zustand zu beklagen, und so meiner Liebe und Theilnahme immer neue Nahrung zu geben.

Auf diese Weise vergingen sechs elende Wochen.

Eines Nachmittags, als Ohm Jan eingeschlafen war, ging ich endlich durch das Hinterpförtchen unseres Gartens in's Feld; es wandelte mich die Lust an, nach langer Zeit ein-

mal wieder das Kreuzesbild unter der Linde aufzusuchen und wie von einem innern Drange getrieben schlich ich auf verlassenen Pfaden langsam meinem Ziele entgegen.

Etwa nur zehn Schritte noch davon entfernt glaubte ich plötzlich ein leises Seufzen zu vernehmen. Ich blickte auf und nach dem Kreuze hinüber . . . da sah ich, tief niedergebeugt und ganz in Gebet versunken, ein Mädchen knieen . . . o Gott, kein Zweifel, es war Helene!

Ich hielt den Athem ein, um das ungestüme Klopfen meines Herzens zu beschwichtigen. Da sie den Kopf ein wenig zur Seite neigte, konnte ich die Hälfte ihres Gesichtes sehn: sie weinte bitterlich, glänzenden Perlen gleich rollten die Thränen über ihre bleichen Wangen.

Wiewohl ich glaubte, mich nicht bewegt zu haben, hatten meine Füße mich ihr so nah gebracht, daß ich durch Ausstrecken der Hand ihre Schulter hätte erreichen können. Jetzt machte sie eine Bewegung; sie hob die Arme zu dem Kreuze empor und flüsterte schluchzend:

„Barmherziger Gott, ach erhöre mein Flehn! Um die Verleumdung von mir abzuwenden und meine Eltern vor Elend zu bewahren muß ich die Hand eines Mannes annehmen, den ich nicht liebe. Du siehst mich zu dem Opfer bereit, o Herr, so verleihe denn auch meiner armen geängstigten Seele Muth und Kraft, daß sie dem Druck der Leiden nicht erliege . . .“

Hörte ich recht? war es kein Traum? Helene bekannte es vor Gott selbst, daß sie Gerhard nicht liebte! Also war ihr Herz noch frei und vielleicht für eine andere Liebe empfänglich?

Wie ein Hoffnungsstrahl durchzuckte mich dieser selige Gedanke, jedoch nur für einen Augenblick, um gleich darauf wieder der Verzweiflung Raum zu geben. Helene wollte sich ja opfern, ihrem Verfolger sich zu eigen geben, ohne Liebe und überzeugt, daß ein bitteres, trostloses Leben der Preis ihres Opfers sein würde!

Mit Blitzesschnelle flogen diese Erwägungen mir durch den Kopf; die Aufregung raubte mir alle Besinnung, ich wußte nicht mehr, was ich that und rief plötzlich mit lauter Stimme:

„Helene, theure Helene!

Zu Tode erschreckt und wie vom Blitze getroffen sprang sie auf aus ihrer knieenden Stellung und starrte mich an mit dem Ausdruck endloser Bestürzung.

„Sie hier, Herr Rohbeck?“ rief sie dann, „o schnell, entfernen Sie sich von diesem Orte! Wenn man uns hier zusammen sähe, ich wäre für immer verloren!“

Statt ihr sofort zu gehorchen ging ich noch näher auf sie zu, einzig und allein in der Absicht, ihr den Grund meines Hierseins zu erklären, sie aber wollte fliehn; und als ich die Hand ausstreckte um sie zu bitten, mir doch nur einen Augenblick Gehör zu schenken, glaubte sie offenbar, daß ich sie gewaltsam zurückhalten wolle, denn sie stieß einen Angstschrei aus, ihre Kniee wankten und sie würde zu Boden gefallen sein, wenn ich sie nicht in meinen Armen aufgefangen hätte.

Wie mißlich war meine Lage! Helene lag bewußtlos in meinen Armen, die Augen geschlossen, todtenbleich, als hätte sie zu leben aufgehört. Und auch ich konnte mich kaum noch aufrecht halten, meine Kräfte verließen mich . . . was sollte ich anfangen? Keine Hülfe weit und breit!

Angstvoll blickte ich umher und begann aus allen Kräften nach Beistand zu rufen, zugleich nannte ich immer wieder Helenens Namen und flüsterte ihr Worte des Trostes in's Ohr, doch sie hörte mich nicht! Furchtbarer Gedanke! wenn das Leben sie nun wirklich verlassen hatte? wenn es nur noch eine Leiche war, die ich zitternd und wankend stützte!

In meiner Verzweiflung blickte ich zu dem Bilde des Gekreuzigten auf und flehte zu ihm um Rettung aus diesem Zustande.

Da nahte Hülfe! Mein Rufen hatte die Aufmerksamkeit im Felde arbeitender Leute erregt, sie eilten herbei, Männer und Frauen, etwa zehn an der Zahl, befürchtend, daß ein Unglück geschehn sei.

Als sie mich dann aber erkannten und sahn wer es war, die ich in den Armen hielt, zeigte sich Verdruß, ja Entrüstung in ihren Zügen; zwei der Männer stießen selbst ein höhnisches Gelächter aus, das mir das Herz durchschnitt, nicht meinetwegen sondern um der armen, unschuldigen Helene willen.

„Gott sei Dank, daß Ihr da seid,“ rief ich den Leuten

entgegen; „ich ging zufällig hier vorüber und war Zeuge, wie Fräulein Menden ohnmächtig wurde. — Bleibt nicht unthätig von fern stehn, ach ich bitte Euch, helft dem armen Mädchen! Vor allem schafft Wasser herbei!“

Eine der Frauen, minder hartherzig wie die Uebrigen, trat näher und nahm mir meine Bürde ab; auf ihren Ruf reichte eine Andere ihr eine Blechflasche mit Wasser und eben wollte sie das Gesicht der Ohnmächtigen damit besprengen, als diese sich bewegte und die Augen aufschlug. Mit ängstlichen Blicken sah sie die Leute an, die sie umringten, richtete sich dann auf und versuchte zu gehn, während sie zu der hülfreichen Frau sagte:

„Habt Erbarmen! stützt mich, führt mich nach Haus! Ich bin elend, Gott hat mich verlassen.“

Der Schrecken selbst mußte ihr Kraft geben, sie schien eher zu laufen als zu gehn und war bald hinter der nächsten Hecke verschwunden.

Wie vernichtet blieb ich stehn, bis das spöttische Lachen der Bauern, ihr Murren, in dem ich die schwersten Anschuldigungen gegen Helene zu unterscheiden glaubte, mir meine Lage wieder in's Bewußtsein brachten, worauf ich mich dann mit eiligen Schritten entfernte.

Zu Haus angekommen sagte ich wiederum meiner Base nichts von dem was vorgefallen war; mir blieb, bis zu Ohm Jan's Erwachen, muthmaßlich noch eine halbe Stunde, so schloß ich mich denn in meine Stube ein, um über das Geschehene nachzudenken.

Ich war erschreckt und tief betrübt und dennoch schlug mein Herz oft freudig auf, als ob mir ein unerwartetes Glück geschehen sei. Helene liebte den jungen Müller nicht; wenn sie nun eine andere Neigung im Herzen hegte, zu wem mochte das sein? Zu mir? Aber warum war sie dann so verwirrt? Wie konnte mein plötzliches Erscheinen sie so aufregen? Weil sie die Zungen der Leute fürchtete? So mußte es sein! Wie, also mich sollte sie lieben? Ach, ich schmeichelte mir mit trügerischer Hoffnung, es war ja unmöglich, ich müßte doch früher etwas davon bemerkt haben und Helene hatte mir weder durch Worte noch durch sonst irgend ein Zeichen das Recht gegeben, daran zu glauben.

Doch gesetzt auch, es sei, wie eine innere Stimme mir immer wieder zuflüstern wollte, was sollte es mir frommen? Ich war nicht frei, sonst hätte nichts mich hindern können, selbst sie zur Ehe zu begehren und sie so aus dem unerträglichen Zustande, als Opfer für ihre Eltern einen ungeliebten Mann heirathen zu müssen, zu befreien; wie aber die Sache lag, war das ein Gedanke, den ich weit von mir abweisen mußte. Den ganzen Rest des Tages verbrachte ich im Sinnen und Grübeln, selbst als ich mich beim Ohm Jan befand, der es an Fluchen und Schelten über mein träumerisches Wesen nicht fehlen ließ.

XVII.

Als ich am folgenden Tage gleich nach dem Essen den Kopf auf die Hand gestützt in der Laube unseres Gartens saß, hörte ich meinen Namen rufen und erkannte die Stimme Margarethens, die von einem Ausgange in das Dorf zurückgekehrt war und mir wahrscheinlich etwas Besonderes mitzutheilen hatte. Sobald ich zu ihr in das Wohnzimmer trat, rief sie mir entgegen:

„Vetter, Vetter, wenn Du wüßtest, was die vergangene Nacht geschehn ist, so würdest Du nicht so ruhig sein."

„Nun, und was ist denn geschehn?" fragte ich, meine Sorge gewaltsam verbergend.

„Ist es wahr, daß Du gestern unter der Linde beim heiligen Christ eine geheime Zusammenkunft mit Helene Menden gehabt hast?"

„Eine geheime Zusammenkunft!" wiederholte ich ärgerlich, „hören denn die Klatschereien und Verleumdungen niemals auf? Ich ging ganz zufällig dort vorüber und wußte von nichts!"

Wie kommt es denn, Felix, daß Du von einem Dutzend Zeugen überrascht wurdest, während Du Helene in den Armen hieltest?"

„Das mußte freilich auffallen und erklärt sich doch so höchst einfach. Helene stieß bei meinem unerwarteten Erscheinen einen Angstschrei aus, wurde todtenblaß und würde zu Boden gefallen sein, wenn ich sie nicht aufgefangen hätte. Sie war besinnungslos, ich rief um Hülfe und da kamen die Leute."

„Hast Du denn nicht vielleicht Etwas gesagt, das sie so erschrecken konnte?"

„Gar nichts.“

„Und Helene?“

„Ebenso wenig.“

„Das ist ja aber ganz unbegreiflich,“ murmelte sie kopfschüttelnd, „Du wußtest also nicht, daß Helene unter die Linde kommen würde?“

„Wie sollte ich das wissen? Seit mehr als zwei Monaten hörte ich von ihr nur durch Dich oder durch den Knecht, und dann noch dazu nichts als Gerüchte.“

„Wie dem auch sei, Felix, Helene ist jetzt ganz verloren,“ sagte Margarethe seufzend, „Schlimmeres konnte ihr nicht passiren, und schuldig oder unschuldig bist Du die Ursache ihres Unglücks . . . Es will mir kaum über die Lippen und doch kann ich Dir die Mittheilung nicht sparen: gestern, am späten Abend, haben die Burschen des Dorfes dem armen Mädchen eine wahrhaft betäubende Katzenmusik gebracht! Bis tief in die Nacht standen sie tobend und lärmend vor dem Hause des Lehrers, stießen die schrecklichsten Schmähungen gegen seine Tochter aus, nannten sie die Schande der Gemeinde und schwuren, ihr keine Ruhe zu lassen, bis sie Visseghem, das Dorf, das sie durch ihre Gegenwart entehre, verlassen haben würde.“

Ich wurde blaß vor Entrüstung. Eine Katzenmusik? Ihr? Sie die Schande der Gemeinde, verbannt, entehrt? O das war so entsetzlich, daß ich vor Schrecken und Mitleiden fast verging. Ein schmerzlicher Aufschrei entfuhr meinen Lippen, wie vernichtet starrte ich vor mich hin.

„Ist das Alles, was Du zu sagen weißt?“ fragte Margarethe spöttisch; „Du hörst, daß man Helene, das reinste, edelste Wesen, Deine Freundin, zu Tode quälen will und zu ihrer Rettung hast Du nichts als Seufzer und vielleicht einige billige Thränen?“

„Alles Andere ist nutzlos,“ versetzte ich traurig, „Helene selbst wird die Verleumdung ersticken, indem sie Gerhard Vlierings heirathet.“

„Ha, ha, ha, ha,“ lachte Margarethe, „bist Du toll? Gerhards Freunde, von ihm selbst angeführt, waren ja gerade die nächtlichen Musikanten, und sie sollte ihren schändlichen Verfolger noch obendrein heirathen?“

„Glaube mir nur, Margarethe, ich bin meiner Sache ganz gewiß."

„Wie kamst Du denn zu dieser Wissenschaft?"

„Auf seltsame Weise." Und ich erzählte den Vorgang.

„Welche Selbstverleugnung!" rief meine Base, „ja, einer solchen That ist sie fähig, nicht für sich, sondern für ihre Eltern. Ein trauriges Loos wartet ihrer dann; — armes Opfer!"

Ich sank auf einen Stuhl, unfähig meine Thränen länger zurückzuhalten. Margarethe blickte mich eine Weile schweigend an und legte mir dann die Hand auf die Schulter.

„Verzage nicht, Felix," sagte sie tröstend, „alle Hoffnung ist noch nicht verloren; fasse nur Muth! Du bist ein Mann und weinst wie ein schwaches Mädchen!

„Ja!" rief ich aus, „ich bin ein Mann und schäme mich der Thränen, aber Du weißt nicht, Margarethe, wie tief unglücklich ich bin!"

„Ist es denn einzig der Kummer Helenens, den Du Dir so zu Herzen nimmst?" fragte sie.

„Nein, ach nein, noch etwas Anderes," gab ich seufzend zurück.

„Aha, Vetter, endlich beginnst Du aufrichtig gegen mich zu werden! Du brauchst mir kein offenes Bekenntniß zu machen, ich lese seit lange schon in Deinem Herzen; da ich aber sah, daß Du die Ursache Deines Leides mir zu verbergen suchtest, habe ich nicht daran rühren wollen. Jetzt ist indessen die Zeit des Zögerns und Schwankens vorbei, wenn Du heute noch vor einem festen, muthigen Entschluß zurückschreckst, so bist Du selbst an Helenens Unglück Schuld. Sprich, Felix, willst Du sie und ihre Eltern aus dem Elende retten? Willst Du die geschändete Ehre des schuldlosen Mädchens herstellen?"

„Wie Du nur fragen kannst! Blut und Leben gäbe ich dafür!"

„So antworte mir offenherzig: nicht wahr, ich habe mich nicht geirrt, Du liebst Helene?"

Ich nickte.

„Tief, Vetter?"

„Unaussprechlich!"

„Weiß es Helene?"

„Sie kann es nicht wissen; wir haben nie das Wort genannt."

„Liebt sie Dich?"

„Das weiß ich ebensowenig."

„Ich aber zweifle daran keinen Augenblick; alle Zeichen deuten darauf hin, daß ihr Herz und das Deine an derselben Wunde bluten."

„Leider eine bloße Vermuthung Deinerseits!"

„Gewißheit habe ich allerdings nicht, immerhin aber ist es Deine Pflicht, dem armen Mädchen zu Hülfe zu kommen, Du mußt um jeden Preis zu verhindern suchen, daß sie das Opfer von Gerhards Bosheit und Selbstsucht wird."

„Wie würde ich Gott danken, wenn das möglich wäre!"

„Ja, Muth gehört dazu," fuhr sie unbeirrt und mit Nachdruck fort; „wenn Du zauderst ist Helene verloren, und an Deinem Gewissen wird stets wie ein giftiger Wurm die Ueberzeugung nagen, daß Du sie hättest retten können und es nicht gewollt hast!"

„Aber die Mittel, Margarethe, die Mittel!"

„Es gibt deren nur Eins," antwortete sie, „ein mächtiges, unfehlbares Mittel; nur fragt es sich, ob Du wagen wirst, es anzuwenden."

„O sprich!" rief ich mit gefalteten Händen, „Alles, Alles will ich thun! Das Mittel ist . . .?"

„Heirathen, Helene heirathen!"

Ein heftiges Zittern befiel mich. Heirathen! Diese so plötzlich mir entgegentretende Vorstellung erschreckte mich, ich blickte bestürzt zu Boden.

„Du zögerst? Dir fehlt der Muth?" fragte Margarethe mißbilligend, „Du willst also Helene ihrem traurigen Schicksal überlassen?"

„Aber, beste Margarethe," stammelte ich, „Du weißt ja doch, daß ich nicht heirathen darf noch kann."

„Warum nicht?"

„Ohm Jan hat mir verboten, zu seinen Lebzeiten auch nur daran zu denken."

„Bah, ist das Alles? Ich übernehme es, seine Einwilligung zu gewinnen."

„O, er wird sie nun und nimmermehr geben.“

„Da irrst Du; ich setze mich freilich seinem Zorn, seinen Grobheiten aus; daß er mir aber auf die Dauer widerstehn kann, glaube ich nicht; ich vermag bei ihm Alles.“

Ein Gefühl namenloser Freude erfüllte bei diesen Worten meine Brust.

„Wie gut, wie edel bist Du, Margarethe!“ rief ich, die Hand meiner Base ergreifend, „Du wolltest wirklich mir eine so große Wohlthat erweisen, ein so unaussprechliches Glück sollte uns durch Dich zu Theil werden? Bis zu meinem letzten Athemzuge würde ich Dir dankbar dafür sein! — Aber“ fügte ich dann zweifelnd hinzu, „wenn Helene mich nicht liebte?“

„Was mich angeht, so zweifle ich nicht an ihrer Liebe zu Dir,“ versetzte sie, „bevor ich jedoch einen entscheidenden Schritt bei Ohm Jan wage, müssen wir uns darüber einige Sicherheit verschaffen.“

„Aber wie?“

„Nichts ist einfacher. Du begibst Dich zum Lehrer Menden und bittest ihn um die Hand seiner Tochter, dann wird es sich alsbald herausstellen, was Helene für Dich empfindet. . . . Du zitterst schon bei dem Gedanken an diesen direkten Weg? Warum denn? Sollte Dich das Bewußtsein, daß Du der ganzen Familie eine große Wohlthat erzeigen wirst, nicht vielmehr stolz machen? Ueberlege es Dir recht, Felix; sobald Du öffentlich als Helenens Verlobter auftrittst, wird man es nicht mehr wagen, sie zu verleumden und zu kränken, denn Du hast dann das Recht und die Pflicht, sie zu vertheidigen. An Geld fehlt es Dir nicht, um, wenn es sein müßte, Gerhard und seine Spießgesellen vor Gericht zu fordern. Der Gemeindevorsteher ist über den wilden Lärm von der vergangenen Nacht sehr ungehalten und wird, wenn Du es beantragst, gern bereit sein, dem Uebermuth der Dorfbewohner ein Ende zu machen. Soviel über Helenens Ehre; was nun die Verhältnisse ihres Vaters betrifft, so kannst Du dieselben, wenn Du erst verheirathet bist, nach Wunsch verbessern. Ohm Jan wird Dir schon ein ausreichendes Einkommen aussetzen, dafür laß mich nur sorgen . . . . Nun, Vetter, hängt es allein von Dir ab, Helene zu retten und zugleich den heißesten Wunsch Deines Herzens zu erfüllen.

Gleich morgen gehst Du nach Blekhout und bittest um Helenens Hand, nicht wahr?"

Wieder schüttelte ich bedenklich den Kopf.

„Sollte Dir wirklich der Muth abgehn?" sagte Margarethe verdrossen, „oder vielmehr solltest Du feige genug sein, vor einer guten That zurückzubeben, die als Lohn das Glück Deines ganzen Lebens in sich trägt? . . . Soll ich vielleicht die Botschaft für Dich ausrichten? Das wäre ja aber doch geradezu lächerlich! Du bist vierundzwanzig Jahre alt und ich bin nicht Deine Mutter."

„Wohlan denn, es sei!" rief ich entschlossen; „Du hast recht Margarethe, morgen am Tag gehe ich nach Blekhout. Aber ich bitte Dich, Base, wenn Ohm Jan . . ."

Es wurde leise an die Hausthür geklopft.

„Da ist Jemand draußen," sagte Margarethe „wahrscheinlich bringt man wieder eine böse Neuigkeit, von Helene. Bleib' noch einen Augenblick unten, Felix, ich will nachsehn, wer es ist."

Sie kehrte gleich darauf mit einer ältlichen Begleiterin zurück, in der ich zu meiner großen Ueberraschung Helenens Mutter erkannte.

„Hier ist Frau Menden, die Dich zu sprechen wünscht," sagte meine Base. „Nehmen Sie Platz . . . ich höre Ohm Jan rufen, Felix, und will zu ihm gehn. Sprecht nicht zu laut; oben will ich die Thüren geschlossen halten."

Im Fortgehn gab sie mir durch Zeichen zu verstehen, daß ich die gute Gelegenheit benutzen solle, welche sich so unerwartet mir darbot. Dies war auch meine Absicht und dennoch stand ich so niedergeschlagen und kleinlaut der alten Frau gegenüber wie ein Verbrecher dem Richter.

„Sie sind wohl sehr unglücklich, Frau Menden," brachte ich endlich hervor, „die Leute haben grausam an Ihnen gehandelt. Wir wollen uns mit dem Gedanken zu trösten suchen, daß die Verfolgung bald ein Ende nehmen wird."

Sie begann unter vielen Thränen ein Bild von der nächtlichen Scene zu entwerfen, welche der ganzen Familie so schrecklichen Kummer bereitet hatte. Helene lag in Folge davon krank zu Bette, der Arzt befürchtete ein heftiges Fieber, sobald sie genesen, wollte Menden mit den Seinen die Ge=

gend verlassen und sich anderweitig nach einer Stelle als Lehrer umsehn; in Vissegheim konnte er nicht länger bleiben.

„Wenn nun aber Helene sich entschließt, Gerhards Frau zu werden?“ sagte ich.

„Wie, Sie wissen schon darum?“ fragte sie überrascht; „hat sie denn mit Ihnen davon gesprochen?“

„Das nicht,“ murmelte ich verlegen, „aber ich weiß es dennoch.“

„Ach ja, Herr Robbeck, das arme Kind ist bereit, uns zu Liebe sich zu opfern, wir aber wollen es nicht; Gott würde uns strafen, wenn wir unmenschlich genug wären, sie dem bösen Menschen zu geben, der aus Rachsucht ihren guten Namen, das Einzige was sie auf Erden besitzt, verunglimpft hat . . . Doch darüber wollte ich eigentlich gar nicht sprechen, ich kam hierher um Sie zu bitten, daß Sie fortan nicht wieder versuchen, Helene zu sehn. Aus Scherz vielleicht und aus alter Freundschaft haben Sie sie wohl überraschen wollen, als sie unter der Linde kniete, ohne an die Gefahr zu denken, der sie dadurch preisgegeben wurde, und wie schrecklich mußten wir für diese Unvorsichtigkeit büßen! Nur kurze Zeit noch werden wir in Vissegheim bleiben, bitte suchen Sie bis dahin zu vergessen, daß Sie uns gekannt haben.“

Sie schwieg. Jetzt war der Augenblick gekommen, ich fühlte es und rang in meinem Innern so krampfhaft nach Muth und Fassung, daß ich den mir gemachten Vorwurf unbeantwortet ließ: sie glaubte also auch, daß ich mit Wissen und Willen Helene unter der Linde überrascht habe. Doch ich hielt es für überflüssig, sie vom Gegentheil zu überzeugen, mein Entschluß war gefaßt, ich wollte sprechen, kühn und mit Entschiedenheit sprechen.

„Setzen Sie sich noch einen Augenblick und hören Sie mich an,“ sagte ich; „was ich Ihnen mitzutheilen habe wird Sie wahrscheinlich in hohem Grade überraschen, denn es ist ein Geheimniß, das ich seit Monaten mit ängstlicher Sorgfalt in meinem Herzen verschließe. Jetzt aber ist der Zeitpunkt gekommen, wo es offenbar werden muß. Frau Menden, ich liebe Ihre Tochter; heute noch gehe ich angesichts des ganzen Dorfes an hellichtem Tage zu Ihrem Hause, und halte bei meinem Freunde um sie an.“

Die bestürzte Mutter starrte mich an mit weit geöffneten Augen, sie schien ungewiß zu sein, ob sie wache oder träume; zugleich aber trat ein glückliches Lächeln in ihre Züge.

„Sie wollten bei Menden um Helene anhalten?“ wiederholte sie langsam, „wollten wirklich mein Kind zu Ihrer Gattin machen?“

„Es ist mein innigster Wunsch, sie meine Braut nennen zu dürfen und ihrem Glück wie dem Glück Aller, die ihr nahe stehn, mein Leben weihen zu dürfen.“

Frau Menden ergriff zitternd vor innerer Erregung meine Hand.

„Gott segne Sie, Herr Felix,“ stammelte sie gerührt, „Er sei mit Ihnen immerdar. Aber gehn Sie noch nicht nach Blekhout, Helene darf diese Nachricht nicht unvorbereitet empfangen.“

„Habe ich denn Grund zu hoffen, daß sie meinen Hoffnungen entgegenkommen wird?“

Frau Menden zuckte die Achseln.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete sie, „vielleicht könnte der Gedanke sie schrecken, daß sie, wenn auch nur scheinbar, die Verleumdungen der Leute rechtfertigen wird.

„Ach dann muß sie wenig Neigung für mich empfinden,“ sagte ich traurig.

„O glauben Sie das nicht, Herr Felix; hat sie Ihnen nicht stets die größte Achtung und Freundschaft erzeigt?“

„Freundschaft, Achtung freilich, doch das ist nicht genug; vielleicht wäre es besser, wenn ich meine Hoffnung fahren ließe; eine Ehe ohne Liebe . . .“

„O sagen Sie das nicht!“ rief sie, „ich weiß nicht, ob es recht von mir ist, das Herzensgeheimniß meiner Tochter zu verrathen, aber kein Mensch auf der Erde wird heißer geliebt als Sie.“

Und als hätte diese Eröffnung ihre Seelenkräfte gänzlich erschöpft sank sie in ihren Stuhl zurück und vergoß stille Thränen. Ich aber umfaßte sie mit beiden Armen und rief freudig:

„O wenn das ist, dann werden wir Alle glücklich sein! Helene weist mich nicht ab, ich trete in Ihre Familie! Mein Oheim gewährt mir mit gewohnter Freigebigkeit die Mittel, anständig zu leben, Helene braucht nicht mehr zu arbeiten,

nichts mehr zu fürchten, weder Mangel noch Verleumdung, denn ich bin fortan ihr Beschützer und werde meine Pflicht gegen sie und die Ihrigen mit all' der Liebe und Aufopferung erfüllen, deren ein dankbares Herz fähig ist. Meinen Besuch in Blekhout will ich verschieben, bis ich mit meinem Onkel habe . . ."

„O Gott!" unterbrach mich Frau Menden erschreckt, „Herr Rohbeck weiß noch nichts von der Sache?"

„Seien Sie deßwegen außer Sorge," versetzte ich, „er wird seine Einwilligung geben, wenn er auch anfangs Schwierigkeiten macht. Ich lasse nicht nach, ihn zu bitten und Margarethe hilft mir, sie vermag Alles über ihn, er schlägt ihr nie Etwas ab. — Sie sehn doch ein, Frau Menden, daß ich meinem Onkel nicht von der Heirath reden konnte, bevor ich Helenen's Liebe gewiß war. Es ist drei Uhr, der Onkel erwartet mich; gehn Sie jetzt nach Haus und theilen Sie Herrn Menden und Helene meine Absicht mit, morgen oder übermorgen hoffe ich mit der erforderlichen Zustimmung mich bei Ihnen einfinden zu können. Die Lästerzungen mögen nun ihr Gift ausspeien, sie vermögen nichts mehr gegen uns und unser Glück sei ihre Strafe."

Nachdem ich sie bis an die Hausthür begleitet hatte, eilte ich leichten Schrittes und noch leichteren Herzens hinauf, um Margarethe abzulösen. Sie begegnete mir schon auf der Treppe und flüsterte mir zu:

„Nun, Vetter, wie steht's? Hast Du um Helene angehalten?"

„O Margarethe!" antwortete ich, „laß mich Dir dankbar die Hand küssen; Helene liebt mich."

„Das wußte ich ja, Felix; und Eure Heirath?"

„Sie sind einverstanden; nun beruht all' meine Hoffnung einzig und allein auf Deinem Beistand, Margarethe; ich selbst wage dem Onkel nicht davon zu sprechen und mir gäb' er unbedingt eine abschlägige Antwort."

„Das brauchst Du auch nicht, laß mich nur machen; ich werde schon den passenden Augenblick zu erspähen suchen, denn, um die Wahrheit zu sagen, ist es allerdings ein etwas gewagtes Unternehmen, eine schwierige Aufgabe, die ich aber aus Freundschaft für Dich zu Ende führe, verlaß Dich dar=

auf. Geh' jetzt nur zum Ohm Jan und laß Dir nichts merken, suche ihm in Allem den Willen zu thun und ihn möglichst günstig zu stimmen; spät am Abend, wenn er zu Bette ist und Du Erlaubniß hast, in Dein Zimmer zu gehn, kommst Du leise zu mir herunter, ich werde Dich in der Wohnstube erwarten. Denn bevor ich den gefährlichen Schritt wage, muß ich Dir meine Bedingungen mittheilen und Dich gleichfalls um einen großen Dienst bitten. Bis dahin kein Wort mehr über die Angelegenheit."

Damit eilte sie die Treppe hinab und ließ mich verwundert und bekümmert stehn. Sie wollte mir Bedingungen stellen und einen wichtigen Dienst von mir verlangen! Was konnte das sein? Und wenn ich nun nicht darauf eingehn durfte? Ach, ich fühlte es, eine neue Gefahr war im Anzuge!

Lange Zeit hatte ich nicht, darüber nachzudenken, denn Ohm Jan's Stimme ertönte und heute vor allem durfte ich ihn nicht warten lassen.

Wie träge bewegten sich die Zeiger der Wanduhr, wie ungeduldig sah ich dem Augenblicke entgegen, wo Ohm Jan zu Bette gehn würde!

Endlich wurde ich frei und schlich leise hinunter.

XVIII.

Meine Base saß unten im Wohnzimmer am Tisch und wartete auf mich; sie wies mir einen Platz ihr gegenüber an und sagte:

„Nun setz' Dich, Felix, es ist eine lange Geschichte, die ich Dir zu erzählen habe. Ich will aufrichtig gegen Dich sein und Dich einen Blick in die geheimsten Wünsche meines Herzens werfen lassen. Heuchelei und Hinterlist geziemen nur bösen oder schwachen Menschen und ich bin weder böse noch schwach, höre mir also geduldig zu."

Sobald ich Platz genommen hatte, begann sie folgendermaßen:

„Wie Du weißt, Vetter, bin ich zu Lochristy bei Gent geboren. Meine Eltern, arme Tagelöhner, starben als ich noch in der Wiege lag. Ich war ein hübsches, blühendes Kind und wurde aus Barmherzigkeit von einem reichen Notar und seiner Frau angenommen; die Leute hatten damals noch keine eignen Kinder, bekamen ein Jahr darauf aber ein Töchterchen, das sie Clara nannten. Wir wuchsen zusammen auf und ich wäre ganz glücklich gewesen, hätte ich nicht früh, vielleicht in dem Alter von sechs Jahre schon, mit Neid und Verdruß bemerkt, daß Clara viel schönere Kleider und mehr Spielsachen und Näschereien bekam als ich."

„Als Clara ihr zehntes Jahr erreicht hatte, ging sie eines Tages mit ihren Eltern in ein nahgelegenes Schloß, wo ein Kind an den Pocken erkrankt war und brachte die schreckliche Krankheit mit nach Haus. Wir wurden beide davon ergriffen und standen beide mit entstelltem Gesichte wieder auf, Clara war noch ärger als ich mitgenommen, so wenigstens schien

es mir, und doch sprach Jeder nur von meiner Häßlichkeit.

„Von jetzt an verschlechterte meine Lage sich mehr und mehr; hatte der Notar früher nichts dawider gehabt, ein hübsches, liebliches Kind in's Haus zu nehmen, so verdroß es ihn nun wohl, stets ein garstiges Gesicht vor Augen zu haben. Seine Frau allein blieb immer gut gegen mich; das schloß indessen nicht aus, daß ich allmählich nur noch für die Hausarbeit verwendet wurde und die Küche kaum mehr verließ. Clara nahm immer mehr die Gewohnheit an, mir zu befehlen; daß jetzt ein himmelweiter Unterschied bestand zwischen ihrer prächtigen Toilette und meiner armseligen Kleidung versteht sich von selbst.

„So wurden wir nach und nach große Mädchen und ich hörte den Notar mit seiner Frau zuweilen davon sprechen, daß es nun wohl an der Zeit sei, nach einem guten Mann für Clara auszusehn. In meiner Einfalt erschien mir dies als eine vergebliche Hoffnung, denn ich glaubte, daß, häßlich wie wir waren — und sie noch mehr als ich —, wir unmöglich in dem Herzen eines Mannes Liebe erwecken könnten. Hinsichtlich meiner war das nur all' zu richtig, wir ich täglich zu beobachten Gelegenheit hatte, nicht so bei Clara. Während der Abendgesellschaften, die der Notar jetzt gab, war sie stets von einer Schaar angesehener junger Männer umschwärmt, die um die Wette ihre Reize priesen, ihren Verstand, ihren eleganten Wuchs, ihre sanften blauen Augen bewunderten und um einen freundlichen Blick von ihr sich bewarben, während ich verlassen in einer Ecke saß. Ach, ich wußte ja, warum; sie war reich, brachte ihrem Zukünftigen eine große Mitgift zu und deßhalb war man blind für die Häßlichkeit ihres Antlitzes; mich armes Geschöpf dagegen beachtete Niemand, nicht einmal ein Diener erwies mir die kleinste Aufmerksamkeit."

„Dem Anschein nach ertrug ich mein hartes Schicksal mit Geduld, aber in meinem Innern brannte der Neid oder richtiger die Erbitterung darüber, daß ich, weil arm, bis an mein Lebensende verachtet und ausgestoßen sein sollte. Von Zeit zu Zeit fiel indessen ein Lichtstrahl in die Nacht meiner düstern Gedanken: die Möglichkeit lag vor, daß auch ich einst

reich, selbst reicher noch als Clara sein würde. Ich hatte in Lochristy und Gent etwa ein Dutzend Vettern und Basen und erfuhr von diesen, daß uns zu Vissegbem bei Kortryk ein alter, kränklicher Oheim lebe, dessen Vermögen, ihren Versicherungen gemäß, eine Million überstieg; ihn müßten wir beerben. Wohl waren unserer viele, doch eine Million, selbst unter Vierzehn vertheilt, wirft noch für Jeden ein artiges Sümmchen ab."

„Dann würde also auch ich reich sein! Dieser Gedanke beschäftigte mich bei Tage, er verwob sich bei Nacht in meine Träume, aus ihm schöpfte ich die Kraft, meine zeitweilige Erniedrigung ohne zu großen Kummer zu ertragen."

„Der Sohn unseres Schultheißen führte Fräulein Clara zum Altare; ihre Mutter, die bereits seit langer Zeit gekränkelt hatte, starb sechs Monate nach der Hochzeit und ein gutes Jahr später verheirathete der Notar sich wieder mit einer alten reichen Dame aus Gent. Die neue Hausherrin schien einen Widerwillen gegen mich zu haben, sie warf mir jeden Augenblick meine Häßlichkeit vor . . ."

„Aber Margarethe," unterbrach ich sie ungeduldig, „Du bist ungerecht gegen Dich selbst, und sprichst als ob Du eine Vogelscheuche wärst."

„Schon gut," erwiderte sie lachend, „laß uns darüber nicht streiten; einer Person, die mich haßte, konnte es nicht schwer werden, mich garstig zu finden, doch unterbrich mich nicht wieder, es wird sonst zu spät."

„Die neue Hausfrau also behandelte mich mit solcher Rohheit, daß ich es nicht länger aushalten konnte. Eines Tages brach dann mein lange verhaltener Aerger los und ich ersparte ihr nicht die bittersten Worte, wagte sogar ihr zuzurufen: „Weil Sie reich sind, gnädige Frau, glauben Sie besser zu sein als ich und ein Recht zu haben, mich als ihre Sclavin zu betrachten.

Ich bin aber ebenso gut wie Sie und werde, so Gott will, mit der Zeit auch ebenso reich, wenn nicht reicher sein; dann kann ich auf Sie mit der gleichen Verachtung herabsehn."

„Die Folge davon war, daß der Notar mir die Thür wies und ich im ganzen Ort als ein undankbares Geschöpf

verschrieen wurde. Was sollte ich nun anfangen? Eine Stelle als Haushälterin oder Köchin suchen? Ich hatte das Dienen satt, es paßte auch nicht für Jemanden, der die Hoffnung hegt, reich zu werden. Unabhängig wollte ich bleiben und mein Brod durch Handarbeit zu verdienen suchen."

„Der Notar und seine Frau machten durch ihre Klagen und Verleumdungen diesen Plan fast zur Unmöglichkeit. Meine wenigen Sparpfennige waren bald verzehrt und aß ich dann trocknes Brod und verging fast vor Kälte in dem kleinen Stübchen, das ich mir gemiethet hatte. Mein Elend flößte mir den Gedanken ein, an meinen reichen Onkel zu schreiben; zwei volle Tage arbeitete ich an dem Briefe, der nicht allein eine Beschreibung meines traurigen Zustandes, sondern auch die zwanzigfach wiederholte Versicherung meiner Liebe und Anhänglichkeit enthielt, Alles so rührend dargestellt, daß ich nicht zweifelte, der gute Mann würde in Thränen dabei zerfließen. Ich bat um keine Unterstützung sondern nur um die Erlaubniß, ihn besuchen und ihm persönlich meine Noth klagen zu dürfen."

„Acht Tage später brachte der Postbote mir einen Brief, aus dem hundert Gulden mir entgegenfielen. Hundert Gulden, das war ein Schatz für mich! Der reiche Onkel bestand also wirklich, gewiß gestattete er mir zu ihm zu kommen und wer weiß, vielleicht hatte meine Bedrängniß dann mit einem Male ein Ende. Mit zitternden Händen entfaltete ich das Blatt, das so große Erwartungen in mir erregte, zu meinem Schrecken enthielt es aber nichts als die Worte:

„Nichte Margarethe, ich schicke Dir hundert Gulden; schreibe mir nicht mehr, denn ich werfe Deine albernen Klagebriefe ungelesen in's Feuer. Wenn Du Dich unterstehst, nach Visseghem zu kommen, so enterbe ich Dich."

„Das war Alles. Ich weinte vor Aerger und Verdruß, fand aber bald Trost in der gewonnenen Ueberzeugung, daß ich nicht durch leere Trugbilder getäuscht worden war. Reich sollte ich also doch einmal werden, und mehr verlangte ich vom Schicksal nicht."

„Mehrere Monate vergingen; da kehrte nach Lochristy eine Frau zurück, welche drei Jahre hier bei Ohm Jan als

Magd gedient hatte und endlich davon gelaufen war. Ich suchte mich ihr zu nähern, fragte sie gründlich aus und verlor kein Wort von Allem was sie mir erzählte; nach Verlauf einer Woche kannte ich meinen Onkel, seine Eigenheiten und Schwächen so genau, als hätte ich von Jugend auf an seiner Seite gelebt. Was mich am meisten bekümmerte war, daß er so verschwenderisch mit seinem Vermögen schaltete; wenn das so fortging und er noch lange lebte, würde vielleicht nichts mehr davon übrig bleiben. Er gab große Summen an die Kirche, an die Armenverwaltung, ließ eine Straße auf seine Kosten pflastern und setzte reiche Preise für Turner und Schützen aus und verhehlte selbst die Absicht nicht, Freunde und Feinde an seinem Nachlaß theilnehmen zu lassen; auch war ein Knecht bei ihm, der Aussicht zu haben schien, in seinem Testamente reichlich bedacht zu werden."

„Durch Fremde, Fernstehende sollte ich betrogen werden, meine rechtmäßig begründeten, feurigen Hoffnungen vernichtet sehn? Nein, nein, das ging nicht! An Muth und Klugheit fehlte es mir nicht, die Angst, welche mich während einer ganzen Woche folterte, schärfte noch meinen Verstand. Bald war mein Entschluß gefaßt und ich zauderte nicht, zu seiner Ausführung zu schreiten. Mein Ziel war, reich zu werden, und ich wollte und mußte es erreichen."

„Einige Tage später betrat ich zum ersten Male dieses Haus. Der Knecht ließ sich täuschen und führte mich zu Ohm Jan. Ich wußte, wie ich empfangen werden würde, wußte aber auch, wie man den sonderbaren Mann anfassen müsse, um mit ihm fertig zu werden. Von diesem ersten Augenblicke an war ich ihm überlegen. O, wenn Jemand für die vollkommenste Selbstverleugnung belohnt zu werden verdient, so bin ich es, ohne allen Zweifel! Ohm Jan zu gefallen habe ich mein ganzes Wesen verändert, mich heftig und grob gestellt, Scheltwörter gelernt und nun schon vier Jahre meines Lebens in einer Lage zugebracht, die einem verlassenen Straßenhunde zu schlecht gewesen wäre. Doch das schadet alles nichts, wenn ich nur reich werde. Und das muß ich, es koste was es wolle!"

„Das lange Sprechen macht durstig," fuhr sie, aufstehend, fort, „warte einen Augenblick, Vetter, ich gehe eben

in den Keller und hole eine Kanne Bier; sogleich wollen wir von Dir reden. Du siehst, ich hänge kein Mäntelchen um und zeige mich Dir wie ich bin; denn Du bist ein guter Junge und ich hege eine aufrichtige Freundschaft für Dich, es wäre mir unmöglich, Dich zu hintergehn. Außerdem sind unsere Interessen dieselben, wie ich Dir wiederholt schon sagte, und meine Bestrebungen fördern vielleicht mehr Deinen Nutzen als den meinen."

Damit verließ sie das Zimmer.

Ich wußte nicht, was ich von ihren Offenbarungen halten sollte. Ihr ungezügeltes Verlangen nach Reichthum erschien mir zwar wenig lobenswerth, aber wie bewunderte und beneidete ich dagegen ihre Energie! Und was that sie denn auch Böses? Wenn Ohm Jan ohne ihre Dazwischenkunft wirklich sein ganzes Vermögen zum Nachtheil seiner Verwandten fortgeschenkt hätte, war dann der Kampf, den sie unternommen, nicht eine rechtmäßige Vertheidigung, und mußten nicht Alle, die einen Anspruch auf die Erbschaft zu haben glaubten, ihr dankbar sein für das edelmüthige Opfer, das sie nicht dem eignen Vortheil allein, sondern zugleich dem allgemeinen Besten brachte?

Als sie mit dem Bierkruge zurückkehrte sagte ich:

„Ich bewundre Deinen Muth, Margarethe, und schulde Dir großen Dank. Ohne Dich hätte ich es kein halbes Jahr hier ausgehalten, entweder wäre ich davongelaufen oder der Onkel hätte mich fortgejagt und meine Erbschaft wäre in beiden Fällen verloren, das werde ich Dir nie vergessen."

Sie nahm wieder am Tische Platz und fuhr in ihren Auseinandersetzungen fort:

„Das wird sich finden, höre jetzt nur weiter. — Du meinst vielleicht, Felix, Ohm Jan machte sich wirklich etwas aus mir. Keineswegs, es wäre im Gegentheil kein Wunder wenn er mich haßte, doch glaube ich nicht, daß es so weit geht. Falls er aber auf der ganzen Welt einen einzigen Menschen liebt, der Mensch bist Du."

„In der That!" rief ich erfreut; „aber bist Du nicht wieder zu bescheiden und ungerecht gegen Dich selbst?"

„Unterbrich doch nicht immer, laß mich ausreden," sagte sie, „ist es denn nicht ganz natürlich, daß er Dich, den ein-

zigen Sohn seines einzigen Bruders, gern hat? Alle andern Erben sind, gleich mir, Nachkommen von Schwestern und Brüdern seiner verstorbenen Frau, Du allein bist von seinem Blute. Ohm Jan sprach mir früher oft von Dir, als von einem guten, einfachen Jungen, den er nicht um sich haben wolle, weil er eine rauhe Behandlung nicht ertragen könne. Am Ende des dritten Jahres meines Hierseins faßte ich plötzlich den Entschluß ihn zu veranlassen, Dich zu berufen."

„Dafür danke ich Dir täglich von Herzen," schaltete ich ein.

„Nein, nein, Du brauchst nicht zu danken; was ich that geschah nicht aus Freundschaft für Dich, denn ich kannte Dich ja gar nicht, und mußte, dem Brauch unter gemeinschaftlichen Erben gemäß, Dich eigentlich als einen Feind betrachten. Aber ich hatte mir aus den wenigen Worten, die der Onkel über Dich fallen ließ, ein Bild von Dir entworfen und kann bis jetzt nicht sagen, daß ich mich in Dir getäuscht sähe. Meine Beweggründe sind nun folgende: der von Ohm Jan wiederholt ausgesprochenen Absicht gemäß sollst Du die eine Hälfte seines Vermögens erben, während er über die andere nach Gutdünken verfügen und sie mit vielerlei Legaten belasten will. Verstehe ich seine Andeutungen recht, so geht er mit dem Gedanken um, gewisse Leute, die seine Feinde sind und ihm nur Aerger bereitet haben, in seinem Testamente zu bedenken; was dann überbleibt, sollen wir, die Verwandten seiner seligen Frau, unter uns theilen. Rechne nun einmal selbst, wie ich schon seit lange gethan habe, was dann herauskommt.

Das Vermögen Ohm Jan's kann sich höchstens auf vierundvierzig tausend Kronen, oder zweimal hundertfünfundvierzig tausend Franken belaufen, davon ab die Hälfte für Dich, bleibt zweiundzwanzig tausend Kronen; wenn Ohm Jan von diesen zweiundzwanzig tausend Kronen etwa auch noch die Hälfte zu Legaten bestimmt, so erübrigen elf tausend Kronen, in die sich vierzehn Erben theilen; ich würde auf diese Weise das lächerliche Sümmchen von siebenhundert Kronen erhalten nicht mehr und nicht weniger wie die Neffen und Nichten, die Ohm Jan in ihrem Leben nicht gesehn haben, während ich seit vier Jahren hier wie in einem Gefängniß lebe, mich von Morgen bis Abend ausschimpfen und mißhandeln lasse

und die geduldige Sclavin des Onkels bin und bleibe, sollte er auch hundert Jahre alt werden. Wäre es nicht eine schändliche Ungerechtigkeit, wenn ich zum Lohn für all' meine Geduld und Mühe nicht mehr bekäme als fernstehende Leute, die für Ohm Jan nie einen Finger gerührt haben?"

„Gewiß, Margarethe, das wäre eine schändliche Ungerechtigkeit," bestätigte ich, „aber Deine Furcht scheint mir unbegründet zu sein. Bei all' seiner Barschheit hat der Onkel ein edles Herz und wäre gewiß nicht im Stande, derjenigen die ihm dient und die ihn mit unermüdlicher Sorgfalt pflegt, nichts zu hinterlassen als ein Almosen."

„Darin könntest Du irren. Wiederholt habe ich versucht, ihm seinen Standpunkt klar zu machen, doch ist dies die einzige Sache, der er unerbittlich sein Ohr verschließt. Außerdem fällt es mir schwer, meine eignen Ansprüche zu vertreten, ich weiß nicht, was ich antworten soll, wenn Ohm Jan mich der Selbstsucht und Geldgier beschuldigt; darum muß ein Anderer für mich sprechen und wer könnte das mit mehr Aussicht auf Erfolg als der Sohn seines Bruders, der einzige Mensch, den er lieb hat? Dieser Gedanke war es, der mich bewog, Deine Berufung nach Visseghem zu veranlassen, Felix, und was habe ich nicht gethan, um mir Dein Wohlwollen, Deine Freundschaft zu erwerben! Ich habe Dich ermuthigt, getröstet und beschützt, zu meinen eignen schweren Ketten noch die Deinen auf die Schultern genommen und aller Freiheit entsagt, um Dir einige Freiheit zu gönnen. Deine kleinsten Wünsche, das geheime Sehnen Deines Herzens suchte ich zu errathen, damit ich zu seiner Erfüllung beitragen könnte. Ich sah, daß Du der Niedergeschlagenheit, dem Lebensüberdruß erliegen würdest, daß nur geistige Anregung, Freundschaft und Liebe Dich vor allmählichem Dahinsiechen zu schützen vermöchten, deßhalb brachte ich Dich mit dem Lehrer Menden in Berührung und begünstigte Deinen Verkehr in seinem Hause auf Kosten meiner eignen Ruhe. Soll ich Dir die ganze Wahrheit gestehn, Felix? Schon damals sah ich in der Ferne Helenens Bild und hielt dafür, daß sie vielleicht bestimmt sei, in Deinem Herzen einen Quell neuen Lebensmuthes zu öffnen. Hat Deine Zuneigung ihr und Dir bittre Früchte getragen, so ist Dein ängstliches Wesen, Deine Un-

schlüssigkeit Schuld daran. Ich bin aber noch jetzt überzeugt, daß die einzige Rettung für Euch Beiden in einer baldigen Heirath besteht, und diese zu ermöglichen erbiete ich mich heute. Vielleicht wird der Versuch mir die Gunst Ohm Jans vollständig rauben, doch rufe ich nun auch meinerseits Deine Hülfe an. Der Augenblick ist gekommen, wo ich den Lohn für Alles was ich Dir gethan, fordern muß und ich hoffe Du wirst ihn mir nicht vorenthalten."

„Ich bin bereit, Alles zu thun, was in meinen Kräften steht," rief ich aus, „stelle mich auf die Probe, Margarethe, ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich Dir meine tiefe Dankbarkeit beweisen darf."

„So höre denn, welchen Dienst ich von Dir verlange," sagte sie. „Nach dem Tode Ohm Jan's will ich reich sein und zur Erreichung dieses Zieles gibt es nur ein Mittel. Du bekommst die Hälfte des Nachlasses, die übrigen Verwandten mögen sich in ein Viertel derselben theilen, das andere muß ich haben! Es werden elf tausend Kronen sein, doch begnüge, ich mich auch mit zehn, Ohm Jan behielte dann noch etwa zwei tausend Kronen, um sie den Armen und der Kirche zu vermachen, wenn er wirklich solche Absichten hegt. Bis jetzt ist es mir nur gelungen, den Willen des Oheims zum Schwanken zu bringen; Du, Felix, mußt das Uebrige thun und ihn ganz zu meinem Vortheile wenden; versprichst Du mir das?"

„Ich will es versuchen."

„Versuchen!" wiederholte sie mit einem bittern Lächeln, „zauderst Du nun schon, Vetter? Du mußt festen Willens und mit unermüdlicher Ausdauer dem Onkel die Ueberzeugung beibringen, daß es Schimpf und Schande ist, wenn er mir weniger als zehn tausend Kronen hinterläßt, Du mußt wo möglich dabei sein, wenn er diese Summe für mich in seinem Testamente aussetzt oder ihm wenigstens das feste Versprechen abnehmen, so und nicht anders zu verfügen. Ohm Jan bricht sein einmal gegebenes Wort nicht, das Weitere findet sich dann von selbst. Komm, Felix, gelobe mir, daß Du mit Ueberlegung und Eifer aufrichtig dahin streben willst, mir die Belohnung meiner Freundschaft und jahrelangen Aufopferung zu verschaffen."

Ich antwortete zögernd, daß ich die erste günstige Gelegenheit, die sich bieten möchte, benutzen wolle; in der That, der bloße Gedanke, daß ich Ohm Jan von seinem Testamente reden sollte, machte mich zittern.

„Nein, Felix," antwortete sie, „so haben wir nicht gewettet; vom Abwarten einer Gelegenheit kann hier nicht die Rede sein. Bevor ich die Einwilligung zu Deiner und Helenens Verbindung von Ohm Jan erwerbe, muß er sich Dir und mir gegenüber durch ein festes Versprechen gebunden haben, er wäre sonst im Stande, mich völlig zu enterben, die Umstände machen es nothwendig, daß ich auf dieser Forderung unwiderruflich bestehe. Zwingen will ich Dich nicht, Felix, Du mußt selbst wissen, was Du thust, aber wenn Du Dich weigerst oder wenn Du schwankst, so schlag' Dir zugleich auch die Heirath aus dem Sinn. Helene und ihre Eltern verlassen dann Vissegheim, um in der Fremde mit Mangel und Elend zu ringen . . . und Du, Vetter, bist unglücklich für Dein ganzes Leben, schon weil die Ueberzeugung Dich nie verläßt, daß Deine Unentschlossenheit allein die Schuld an ihrem und Deinem Schicksal trägt."

Geängstigt durch diese Drohung versprach ich meiner Base Alles aufzubieten, um ihre Wünsche zu verwirklichen.

Sie prägte mir dann noch ein, daß ich auf einen Wuthausbruch Ohm Jan's mich gefaßt halten und vor seinem Lärmen und Poltern nicht zurückschrecken müsse; ich solle nur muthig den Kampf beginnen und nicht nachlassen, bis das Ziel erreicht sei. Gleich darauf wolle sie dann für mich zu Felde ziehn und mir die Zustimmung des Onkels zu meiner Verheirathung erobern; es hinge also nur von mir ab, den Augenblick zu beschleunigen, wo ich Helene und ihren Eltern die frohe Kunde bringen dürfte.

„Mir scheint Du hast mich nun gut verstanden, Vetter," sagte sie endlich aufstehend, „es ist schon sehr spät, wir müssen schlafen gehn. Wenn Du Wort hältst und muthig an's Werk gehst, sind wie beide glücklich noch bevor die Woche endet. Also bis morgen, Felix."

Sie nahm die Lampe und verschwand durch eine Seitenthür, denn ihr Schlafzimmer war unten. Ich stieg leisen Schrittes die Treppe hinauf, öffnete geräuschlos meine Stuben-

thür und setzte mich auf einen Stuhl neben meinem Bette, um mein, Margarethen gegebenes Versprechen noch einmal zu erwägen. Nicht wenig erschreckte mich die Vorstellung, Ohm Jan von Dingen sprechen zu sollen, die ihm bewiesen, daß wir Berechnungen über seinen mehr oder weniger nahen Tod anstellten, — doch hing ja Helenens Lebensglück und das meine davon ab und ich durfte nicht zurücktreten, wiewohl mein Gewissen, je mehr ich darüber nachdachte, mir vorwarf, daß ich ein Unrecht zu begehen im Begriff sei. Allerdings verdiente Margarethe, für ihre Aufopferung entsprechend belohnt zu werden, doch wenn Ohm Jan sich von mir überreden ließ, ihr mindestens zehn tausend Kronen zu hinterlassen, so bekamen die übrigen Verwandten beinah nichts. Abwesende sollte ich also hinter ihrem Rücken benachtheiligen, bestehlen helfen? Der Abscheu vor solcher Erbschleicherei erfüllte mich dergestalt, daß ich eine Zeitlang fest entschlossen war, mein Versprechen zu widerrufen.

Dann aber trat Helenens Bild vor meine Augen, die Furcht, sie für immer zu verlieren, bemächtigte sich meiner und endlich ersann ich einen Plan, demzufolge ich mein Margarethen gegebenes Wort halten konnte, ohne mein Gewissen zu beschweren. Ohm Jan wollte mir mehr als zwanzig tausend Kronen zuwenden; so viel brauchte ich nicht, um glücklich zu sein, ich wollte ihm also nöthigenfalls rathen, ihn bitten, die Hälfte dieser Summe meiner Base zu geben, ihr und mein Erbtheil gleich zu stellen; ihr Lebenswunsch würde dann erfüllt sein.

Mit diesem guten Gedanken legte ich mich nieder und fiel gleich darauf in einen ruhigen Schlaf.

XIX.

Früh am Morgen schon trieb Margarethe mich an, noch an diesem Tage mein Wort wahr zu machen; sie hätte sich indessen die Mühe sparen können, denn mein Entschluß war gefaßt: ich wollte mit ruhiger Ueberlegung den Versuch wagen und mich nicht abweisen lassen, bis ich mein Ziel erreicht.

In einem Augenblick, wo Ohm Jan außergewöhnlich guter Laune zu sein schien, trat ich vor ihn hin und sagte:

„Onkel, ich möchte Dich um etwas bitten, das mir sehr am Herzen liegt; sei so gut, mich freundlich anzuhören.“

„Na, was bedeutet denn diese Leichenbittermiene?“ rief er; „ist irgend wo ein Unglück geschehn? Schweig, ich will von Deinen Klageliedern nichts wissen.“

„Warten will ich, bis Du mir zu reden erlaubst,“ versetzte ich, „aber schweigen diesmal nicht.“

„Wenn ich Dir nun aber befehle, das Maul zu halten!“

„So werde ich Dir nicht gehorchen, Onkel.“

Meine gelassene Antwort schien ihn unangenehm zu überraschen; er sah mich an mit einem eigenthümlich prüfenden Blick und sagte höhnisch:

„Du würdest mir nicht gehorchen? Rommeledommel, das ist ein Bischen stark! Du liesest zu viel in den Zeitungen, Junge, das ungereimte Geschwätz des Pariser Pöbels hat Dir den Kopf verdreht. Du willst Dich wohl auch gegen Deinen König empören? Nimm Dich in Acht, der Einfall dürfte Dir theuer zu stehn kommen; wenn auch die Zähne des alten Löwen abgenutzt sind, so kann er doch noch tüchtig beißen . . . Setz' Dich dort in die Ecke an den kleinen Tisch und laß mich in Ruhe.“

Ich blieb unbeweglich stehn.

„Willst Du mir einen Schlaganfall auf den Leib jagen? Lebe ich Dir zu lange? Pack' Dich, undankbarer Flegel, und thu' was ich Dir sage! Hörst Du nicht?"

„Onkel, hab' doch ein wenig Geduld," bat ich, „es thut mir wahrhaftig leid, Dir mißfallen zu müssen, doch will ich ja nur Deine Gerechtigkeit anrufen für eine Persönlichkeit, die Dir uneigennützig und mit ungewöhnlicher Selbstaufopferung die größten Dienste leistet . . ."

„Du meinst wohl nicht gar Margarethe?"

„Ja Onkel."

„Uneigennützig? Sie? Ha, ha, ha! das macht mich lachen, trotz meines Aergers, die garstige Schlange uneigennützig? Ich sage Dir, sie denkt und träumt von nichts als Belohnung und Erbschaft. Nun kommst Du, um die Kastanien aus dem Feuer zu holen? Einfältiger Tropf, der Du bist, man kann Dir weiß machen, was man Lust hat. Ei, ei, Du glaubst also, Margarethe diene mir aus purer Aufopferung! Ebensogut kannst Du annehmen, der Fleischer mäste das Schwein aus reiner Liebe."

Ich fühlte, daß ich eine Dummheit gesagt und meine Rede schlecht begonnen hatte; gleichwohl schöpfte ich eben aus der Härte seiner Worte die Kraft, meine Scheu zu überwinden.

„Wenn Du mir einen Augenblick geduldig zuhören wolltest," sagte ich ruhig, „so würde ich Dir beweisen, daß Du Gefahr läufst, ungerecht gegen Deine Nichte zu sein, — ohne darum an Deinem Edelmuthe zu zweifeln. Wie dem auch sei, Margarethe hat mir gleichfalls manchen Dienst erzeigt und die Dankbarkeit macht es mir zur Pflicht, sie gegen unverdiente Mißkennung zu vertheidigen. Diese Pflicht werde ich erfüllen, Onkel, jetzt gleich oder morgen oder später; Du magst mich schweigen heißen so oft Du willst, endlich werde ich doch zu Wort kommen."

Der entschlossene Ton, in dem ich redete, steigerte Ohm Jan's Ueberraschung.

„Ich will eine Stunde lang am Galgen hängen, wenn ich weiß, welche Wespe Dich gestochen hat," brummte er; „freu' Dich, daß ich selbst neugierig bin zu erfahren, was Du zu Gunsten der scheinheiligen Xantippe vorbringen kannst."

„Also Du erlaubst daß ich spreche?“

Er ließ den Kopf an die Rücklehne des Sessels sinken und sagte spöttisch:

„Nun, ich will sehn, was sich thun läßt; fang' nur an, und sorge daß ich bei Deinem langweiligen Gewinsel nicht einschlafe.“

Mit großer Wärme begann ich nun die Opferwilligkeit meiner Base zu schildern und zu zeigen, wie sie die besten Jahre ihres Lebens dem edlen Streben weihte, das Dasein des Onkels so angenehm als möglich zu machen. Allmählich ging ich dann zu dem Lohne über, den eine so anhaltende Selbstverleugnung verdiene und sagte endlich, daß es nicht mehr als Recht sei, wenn Ohm Jan einen ansehnlichen Theil seines Nachlasses ihr zuwendete.

Wenn er mich auch hin und wieder unterbrochen hatte, um einen Ausfall gegen Margarethe zu machen und ihre uneigennützige Aufopferung zu verspotten, so war ich mit meinem Lobspruch doch glücklich bis zu Ende gekommen; das Wort „Nachlaß“ aber schien ihn wie ein empfindlicher Schlag zu treffen. Er richtete sich in seinem Sessel auf und rief:

„Nachlaß! Nachlaß! Donnerwetter, glaubst Du denn, daß ich schon im Sterben liege? Da sehe ich Dich stehn mit Deiner saubern Base! Ihr wartet ungeduldig auf den Tod des alten Esels, berechnet, was seine Haut wohl werth sein kann und wie groß das Stück ist, mit dem Jeder von Dannen laufen wird. Aber ich will mich tapfer halten, Rommeledommel, und wenigstens neunzig Jahre alt werden, sei es auch nur, um Euch beiden den Spaß zu verderben.“

Ich fühlte, daß der Muth mich verließ, daß die Thränen mir in die Augen traten.

„Ach Ohm Jan,“ sagte ich, „wie kannst Du so schreckliche Worte zu mir reden, die mir das Herz zerreißen. Ich wiederhole Dir noch einmal, daß ich freudig zwanzig Jahre meines Lebens hingeben würde, um das Deinige zu verlängern. Bezweifelst Du aber im Ernst die Aufrichtigkeit meiner Liebe zu Dir, so will ich fortziehn, weit von hier, die Erbschaft im Stich lassen und bis zu meinem Tode über die Ungerechtigkeit des Mannes trauern, den ich in der Wiege schon segnen lernte.“

Gleichzeitig näherte ich mich der Thür, als wollte ich von allen weiteren Versuchen absehn; doch schienen meine tiefgefühlten Worte ihn gerührt oder erschreckt zu haben.

„Bleib!“ befahl er, „schieb' Dir den Stuhl herzu und setze Dich mir gegenüber; Du bist ein Dummkopf, dennoch will ich einmal ein vernünftiges Wort mit Dir reden. — Felix, mein Junge, gegen Dich habe ich nichts, ich weiß, oder glaube doch wenigstens, daß Du einige Zuneigung zu mir hegst, zum Kukuk, es wäre denn doch auch zu arg und zu toll, wenn der Sohn meines einzigen Bruders nach meinem Tod verlangen sollte! Doch nun sag' mir einmal aufrichtig, hat die falsche Schlange Dich nicht angetrieben oder gar gezwungen, bei mir ihren Vortheil wahrzunehmen?“

„Ja, Onkel, Margarethe hat mich darum gebeten, aber was thut das zur Sache, wenn, was ich Dir sage, Wahrheit ist? Ich appellire an Deine Gerechtigkeit, und da mußt Du mir zugestehn, daß sie ganz anders bedacht zu werden verdient als Leute, die Dir ganz fremd sind und Dich vielleicht nur geärgert haben.“

„Darin bin ich einverstanden mit Dir,“ versetzte er auffallend ruhig, „und hege auch längst die Absicht, mein Testament demgemäß einzurichten, ich will für Margarethe Etwas thun, zufrieden wird sie aber darum doch nicht sein. Weißt Du, wie viel sie verlangt?“

„Ich weiß es, Onkel,“ war meine Antwort, „und erbitte mir als eine besondere Vergünstigung, daß Du ihre Hoffnungen großmüthig erfüllst.“

„Aber das ist ja ganz unmöglich!“ rief er, „ich habe meiner Frau auf ihrem Todesbette versprochen, daß ich wenigstens den vierten Theil meines Vermögens ihren Verwandten hinterlassen wolle; soll ich denn nun zu Gunsten Margarethens alle Uebrigen enterben?“

„Nein, Onkel, Du brauchst deßhalb Niemanden zu enterben, noch Deine Absichten sonst zu verändern,“ sagte ich. „Du hast mir wiederholt zu verstehn gegeben, daß Du die Hälfte Deines Nachlasses mir bestimmt hättest. So viel bedarf ich nicht; ich bin jung und kann, wenn es sein muß, durch eigne Arbeit, sei es als Erzieher, sei es als Lehrer, meinen Lebensunterhalt gewinnen. Gib Margarethen die

Hälfte dessen, das Du in Deiner Güte mir zuwenden willst, und ich werde Dir sehr, sehr dankbar sein."

Ohm Jan sah mich verwundert an.

„Bist Du toll oder verhext?" sagte er kopfschüttelnd, „wie, Deiner Base zu Liebe wolltest Du die Hälfte Deines zukünftigen Vermögens opfern? Weißt Du denn, wie hoch Dein Antheil sich belaufen wird?"

„Ich weiß es nicht genau, doch scheint es mir billig, daß Margarethe wenigstens zehn tausend Kronen bekommt."

„Und es ist Dir wirklich Ernst, was Du sagst? Hast Du es reiflich erwogen?"

„Ganz Ernst," antwortete ich, „und ich werde so lange in Dich dringen, bis Du meine Bitte gewährst."

Er senkte den Kopf und schien eifrig nachzudenken; dann sagte er:

„Zehn tausend Kronen! das ist eine gewaltige Summe. Und doch glaubte ich, Margarethe würde mehr begehren. Meinst Du, Felix, sie würde sich damit zufrieden geben?"

„Davon bin ich fest überzeugt, Onkel, sie würde Deinen Namen segnen, bis zu ihrem letzten Athemzuge."

„Nun, das kümmert mich bitter wenig, doch hat sie mir in der That gute Dienste erwiesen, und soll nach meinem Tode dafür belohnt werden. Zehn tausend Kronen! Wie ich über eine so große Summe verfügen kann, ohne Andere zu benachtheiligen, da liegt der Hase im Pfeffer."

„Aber, lieber Onkel," bemerkte ich, „wenn Du sie nun von meinem Erbtheil . . ."

„Dummes Zeug, verschone mich doch mit Deinen Albernheiten," unterbrach er mich ärgerlich; „ich sollte den Sohn meines Bruders enterben, um eine entfernte Verwandte auf seine Kosten zu bereichern? Das geht nicht, Felix, es wird sich schon ein anderes Mittel finden . . . . jedenfalls, wenn ich Etwas von dem Deinen nehmen müßte, würde es nur sehr wenig sein."

„Also darf ich hoffen, daß meine Base zehn tausend Kronen bekommen wird?"

„Nun ja denn, in Gottes Namen, sie soll sie haben, Deinetwegen."

„Ganz gewiß, Onkel?"

„Habe ich jemals mein Wort gebrochen?“

Ich ergriff gerührt seine Hand.

„O lieber Onkel,“ rief ich, „Du stellst Dich mitunter gefühllos, aber wie milde, wie gut ist Dein Herz. Glaube mir, Margarethe und ich werden den Himmel mit Bitten bestürmen, daß er Dein theures Leben bis in ein hohes Alter verlängere, wir werden zu errathen suchen, was . . . .“

Doch er entriß mir zornig seine Hand.

„Hör' auf, Du langweilst mich,“ polterte er, „hat diese lächerliche Comödie bald lange genug gedauert? Ich habe jetzt die Geschichte satt! Da, nimm die Zeitung und lies sie mir vor, laß hören, ob die Pariser fortfahren, sich gegenseitig aufzufressen . . . Von Margarethe, von Testament und Erbschaft kein Wort mehr, sonst nehme ich mein Versprechen zurück.“

Ich gehorchte, und begann die Zeitung zu lesen, die der Bote am Morgen gebracht hatte; die Furcht, er könne seine Drohung wahr machen, beseelte mich, mit einer gewissen Hast unterzog ich mich meiner Aufgabe, um ihn auf andere Gedanken zu bringen. Glücklicher Weise enthielt das Blatt eine Nachricht, welche seine Aufmerksamkeit gänzlich fesselte.

Die gesetzgebende Versammlung Frankreichs hatte ein Decret verkündigt, in dem bei Todesstrafe und Verlust aller Güter den Emigranten oder geflüchteten Edelleuten befohlen wurde, vor dem 1. Januar 1792 nach Frankreich zurückzukehren.

Ich wußte, daß Ohm Jan auf die Emigranten im Allgemeinen sehr schlecht zu sprechen war und hatte bisher, ungeachtet meines Mitleidens mit diesen armen Menschen stets geschwiegen, wenn er in scharfen Worten ihr Verhalten tadelte und ihre Verfolgung durch die schrecklichen Jakobiner billigte. Diesmal aber bestritt ich mit wohlberechneter Vorsicht und wachsender Beredtsamkeit seine Anschuldigungen, erinnerte an die außerordentlichen Dienste, welche von Sprossen altadliger Geschlechter dem Lande erwiesen waren und hob hervor, daß sie seit Jahrhunderten auf den Schlachtfeldern von ganz Europa für die Größe und den Ruhm ihres Vaterlandes geblutet hatten. Und wie entsetzlich war nun ihr Loos! Blieben sie im Auslande, so verfiel ihr Leben dem Gesetze; kehr-

ten sie nach Frankreich zurück, so überlieferten sie sich der Raserei eines irregeleiteten Volkes, das nach ihrem Blute dürstete.

Ohm Jan dagegen klagte sie des Hochmuths, der Anmaßung und der Unterdrückung des Volkes an und behauptete, daß sie durch ihre Prunksucht und Tyrannei die einzige Ursache des Umsturzes seien, der Frankreich in einem Vulkan verwandelt hatte und der den armen König Ludwig XVI., ja selbst den Thron zu vernichten drohte.

Mit einer gewissen Gewandtheit in meinen Entgegnungen gab ich dem Wortstreit stets neue Nahrung und brachte es trotz aller dabei für mich abfallenden Spöttereien und Scheltwörter dahin, den Onkel beschäftigt zu halten, bis Margarethe herauf kam, um den Tisch für das Mittagmahl zu decken.

Sie sah mich mit fragenden Augen an, doch wagte ich nicht, ihr ein Zeichen zu geben, da ich wußte, daß Ohm Jan alle meine Bewegungen genau bewachte, und es war jedenfalls gefährlich, ihn auf die einmal entschiedene Sache zurückzubringen.

Das Essen verlief ruhiger als gewöhnlich, der alte Herr war heiter und aufgeräumt und ich neigte zu der Annahme, daß er selbst froh sei über das Versprechen, das er mir gegeben hatte.

Sobald er, den Kopf auf die Rücklehne des Sessels stützend, eingeschlummert war, eilte ich hinunter in das Wohnzimmer.

„Nun, Vetter?" fragte Margarethe, „wie ist es gegangen? Hast Du den Versuch gewagt?"

„Ja," antwortete ich, „und Ohm Jan hat zugestimmt, Du bekommst zehn tausend Kronen."

„Ganz gewiß? Ich kann es kaum glauben! Komm, Felix, erzähle mir Alles, was er Dir gesagt hat; — wenn Du Dich nur nicht durch unbestimmte Redensarten hast abspeisen lassen."

„Keineswegs; Ohm Jan sprach mir gleich seine Absicht aus, Dich in seinem Testamente in besonderer Weise zu bedenken; ich machte ihm klar, daß er Dir wenigstens zehn tausend Kronen zuwenden müsse und er sagte mit deutlichen

Worten: „Nun, die soll sie haben." Als ich noch zweifelte, ob sein Entschluß unabänderlich fest stehe, bestätigte er ihn nochmals durch die Frage, ob er denn jemals sein Wort gebrochen habe."

„Nein, nein, das hat er nie," rief Margarethe, „o, nun werde ich reich sein, und Dir, Felix, will ich den Weg zu Deiner Vermählung mit Helene bahnen, meine Dankbarkeit soll dem Dienste gleich sein, den Du mir geleistet hast. Du halfest mir, das Ziel meines Lebens erreichen; so lange Gott mich auf Erden läßt, kannst Du Alles von mir verlangen, für Dein Wohlergehn würde ich selbst lange und schwere Leiden freudig tragen."

Sie drückte mir leidenschaftlich die Hand in ihrer übergroßen Freude.

Stundenlang jubelten wir zusammen, sie über die zehn tausend Kronen, ich der seligen Zukunft wegen, die mir winkte, denn Margarethe versicherte mir ein über das andere Mal, daß sie mir Ohm Jan's Einwilligung ohne allen Zweifel verschaffen würde. Noch nie habe er ihr Etwas abgeschlagen, wie sollte er jetzt widerstehen können, nun sie beschlossen habe, ihre ganze Kraft an den günstigen Ausgang zu setzen?

Der Onkel litt gegenwärtig wenig an seinem kranken Fuß und war verhältnißmäßig geduldig. Heute wollte Margarethe ihm noch nicht über die Angelegenheit sprechen; wenn aber die gute Laune anhielt, sollte morgen früh der erste Anlauf genommen werden.

Bis zum späten Abend umgaben wir Ohm Jan mit der zärtlichsten Sorglichkeit und beobachteten genau die Regungen seines Gemüthes. Alle Anzeichen blieben günstig, und als Margarethe, nachdem sie ihm gute Nacht gewünscht, im Begriff stand, das Zimmer zu verlassen und sich zur Ruhe zu begeben, flüsterte sie mir noch in's Ohr:

„Freue Dich, Felix, morgen sollst auch Du glücklich sein."

XX.

Stillschweigend hörte ich am andern Tage den Ausfällen zu, die Ohm Jan gegen die Emigranten gegen den König und gegen die Jakobiner richtete, seiner Ansicht gemäß hatten in Paris Alle Unrecht; die aufrührerische Stadt war nichts Anderes als ein Irrenhaus voll dummer oder tobsüchtiger Narren.

Base Margarethe kam herauf; ihr fragender Blick forschte, ob die Gelegenheit günstig sei und als ich ihr heimlich einen zustimmenden Wink gegeben, sagte sie laut:

„Ohm Jan, erlaubst Du, daß Felix für eine halbe Stunde in den Keller geht? Er muß dem Knecht helfen, den abgezogenen Wein auf den Bänken ordnen, es möchte sonst Verwirrung entstehn.“

„Verwirrung unter meinem Wein?“ brummte er, „Potztausend, das fehlte noch! Geh, Felix, und sieh, daß jede Flasche an die rechte Stelle kommt.“

Ich merkte sogleich, daß das nur ein Vorwand sei, den Margarethe ersonnen, um mit Ohm Jan allein zu sein. Jetzt also wollte sie den Kampf für mich beginnen.

Als ich unten ankam, fand ich den Keller verschlossen; Nelis Sprinkhahn war nirgendwo zu sehn.

Ich setzte mich im Wohnzimmer an den Tisch und horchte gespannt auf das Geräusch, das ich oben vernehmen würde. Anfangs blieb Alles still; sollten Ohm Jan und Margarethe etwa in aller Ruhe über meine Vermählung mit Helene sprechen, sollte er ohne Weiteres eingewilligt haben? . . . Doch nicht lange durfte ich mir mit dieser süßen Hoffnung schmeicheln. Der Sturm brach plötzlich los; dem Donner gleich

rollten seine Worte durch das obere Stockwerk und dazwischen ertönte mit gleicher Heftigkeit die scharfe Stimme Margarethens.

Ein harter Streit wurde über meinem Haupte geführt, er galt meinem Schicksal und der Rettung Helenens. O Gott, was mochte der Ausgang sein!

Schon eine halbe Stunde währte der Lärm und nahm immer noch zu an Hitze und Erbitterung, ja endlich hörte ich Ohm Jan so gewaltig auf den Tisch schlagen, daß das ganze Haus davon erdröhnte.

Wiewohl mein Herz ungestüm klopfte in meiner beklommenen Brust, so gab ich doch die Hoffnung nicht auf; wußte ich doch aus Erfahrung, daß von Ohm Jan nichts Wichtiges zu erlangen war, bevor er nicht seiner wirklichen oder anscheinenden Unzufriedenheit gründlich Luft gemacht hatte. Wie wüthend er jetzt auch schien, es konnte noch Alles gut ablaufen und ich glaubte das um so mehr, als seit einigen Augenblicken eine merkliche Abnahme des Tobens über mir zu bemerken war . . . Vielleicht hatte der Onkel jetzt zugestimmt, voll froher Erwartung sprang ich auf . . .

Da aber sah ich plötzlich Margarethe die Treppe herunterkommen; sie war bleich, Thränen rollten über ihre Wangen. Mit allen Zeichen der Verzweiflung sank sie auf einen Stuhl und schien vergebens nach Athem zu ringen. Zitternd vor Aufregung und Angst trat ich zu ihr und fragte:

„Um Gotteswillen, Base, was ist geschehn?“

„Ach Felix,“ seufzte sie, „Du magst mir glauben, ich habe gethan, was ich konnte, aber uns bleibt keine Hoffnung mehr. Der Gedanke daß Du ihn um einer Frau willen verlassen wolltest, macht Ohm Jan nicht allein rasend, sondern er schmerzt ihn auch unsäglich. So wie eben habe ich ihn noch nie gesehn, er, der ein Herz von Stein zu besitzen scheint, hat geweint! Ich nahm die Flucht, aus Furcht, daß ihn ein Schlaganfall treffen könne, falls ich noch länger anhielt. Laß Deinen Wunsch fahren, Felix, denke nicht mehr an diese Heirath, wenigstens nicht für die nächste Zeit, denn wenn wir jetzt fortführen in ihn zu dringen, so würden wir vielleicht den Tod Ohm Jan's beschleunigen, und das willst Du eben so wenig wie ich . . . Da! Hör nur, wie er schellt

und nach Dir ruft! Laß ihn nicht warten, sei nachgiebig, habe Geduld mit dem alten kranken Mann. Später gelingt es vielleicht, ihn günstiger zu stimmen.

„Ohne noch ein Wort zu sprechen stieg ich die Treppe hinauf; meine Füße wankten unter mir, ich bebte an allen Gliedern. Als ich die Thür des Zimmers hinter mir geschlossen hatte, blieb ich mit gesenktem Haupte vor Ohm Jan stehn, wie ein Verbrecher, der sein Urtheil erwartet.

„Tritt näher, junger Herr," sagte er bitter doch ruhig, wenngleich seine Augen zornig funkelten, „das also ist mein Lohn! Von Deiner Wiege an habe ich Dich geliebt, Dich beschützt, über Dir gewacht; so sehr habe ich Dich geliebt, daß ich, um Dir Verdruß und Kummer zu sparen, Dich von mir fern hielt, wie sehnlich ich auch nach Deiner Gegenwart verlangte. Ich betrachtete mich als Deinen Vater, nichts lag mir am Herzen, nichts auf der ganzen Welt hatte noch Werth für mich als Dein Glück . . ."

„Onkel, ach bester Onkel, Verzeihung!" rief ich mit aufgehobenen Händen.

„Schweig!" versetzte er, „bemühe Dich nicht mit Versicherungen, ich glaube Dir doch nicht mehr. Welchen menschlichen Worten soll man noch Glauben schenken, wenn Du, das Kind meines Bruders, zu solcher Falschheit Deine Zuflucht nimmst, um mich zu betrügen? Du trägst eine grenzenlose Anhänglichkeit zur Schau, gelobst ein über das andere Mal, bei mir bleiben zu wollen bis zu meinem letzten Athemzuge, und während Du mir schmeichelst und mich zu bethören suchst, schmiedest Du mit Margarethe die listigsten Ränke, mir die Einwilligung zu einer Heirath abzuschwindeln! Um eines Frauenzimmers willen denkst Du mich zu verlassen.

Um eines Frauenzimmers willen denkst Du mich zu verlassen. O, ich weiß schon im Voraus, was Du sagen wirst, Deine Undankbarkeit zu bemänteln. Helene ist ein gutes Mädchen, sie wird auch mich lieb haben und Dir helfen, mich zu pflegen! Dummheiten und anders nichts! Niemand kann zweien Herren dienen, und der alte einsame Greis wird über der jungen Frau bald vergessen sein. Wie dem auch sei, kein Weib soll zwischen uns beiden stehn! Heirathen kannst Du, ich habe nicht das Recht, Dich daran zu hindern."

Ich wollte Etwas erwidern, doch er kam mir zuvor.

„Im Gegentheil," fuhr er fort, „als letzten Beweis meiner Liebe will ich Dir noch tausend Kronen schenken, doch dann sei, von heute an, auch nichts mehr zwischen uns gemein. Zaudre nicht, Felix, Dein Herz hat ja gewählt; überlaß mich unbekümmert den Händen habgieriger Leute, ich lebe doch nicht lange mehr, das fühle ich deutlich. Dieses Dolchstiches hätte es nicht bedurft. Während meines langen Lebens habe ich vielfach gesündigt, meine Strafe wird sein, daß ich sterbe, ohne daß eine Freundeshand, ohne daß der Sohn meines Bruders mir die Augen schließt."

Und dabei traten ihm die Thränen in die Augen.

Ich konnte meine Rührung, meine Erschütterung nicht länger bewältigen; mich vor ihm auf die Kniee niederwerfend rief ich aus:

„Onkel, lieber Onkel, höre mich an! Ich werde nicht heirathen, ich will nicht heirathen! Ehe ich Dein Leben verkürze, will ich unglücklich sein . . ."

Diese letzten unüberlegten Worte mußten ihn schmerzlich berührt haben, denn er stieß mich zurück, indem er brummte, daß er mich wohl verstände, aber nichts mehr hören wolle, ich solle nur machen, daß ich ihm aus den Augen komme.

Ich ging einige Schritte der Thür zu, sank dann aber in einen Sessel und begann bitterlich zu weinen.

Eine Zeitlang saß ich so, im tiefsten Schmerz versunken, ohne daß Ohm Jan ein Wort sprach oder seine Gegenwart durch das leiseste Geräusch verrieth. Die Stille erschreckte mich, ich war im Begriff aufzustehn und mich zu überzeugen, daß ihm nichts zugestoßen sei, als er plötzlich sanft und ruhig zu mir sagte:

„Felix mein Junge, laß uns vernünftig zusammen sprechen. Für alle Sünden gibt es Vergebung. Komm her, setze Dich dort an den Tisch. Du bist kein Kind mehr und ich noch viel weniger, warum sollten wir vor der Erkenntniß der Wahrheit zurückschrecken? es steht uns ja immer noch frei zu thun, was uns beliebt nicht wahr? Wohlan denn, sei offen gegen mich: liebst Du Helene Menden wirklich?"

„Lügen darf ich nicht, Onkel," versetzte ich zögernd.

„Und wünschest Du in der That sie zu heirathen?"

„Ich wünsche es dringend, nicht allein aus Liebe, sondern mehr noch aus Mitleiden mit ihr und ihren Eltern; erlaube mir nur, Dir diese Angelegenheit näher auseinanderzusetzen.“

Ich begann nun, von den Verleumdungen und Verfolgungen zu erzählen, deren Opfer Helene geworden war und suchte ihm zu beweisen, daß die Verhältnisse mir zur Rettung Helenens und ihrer ganzen Familie kein Mittel gelassen hätten als eine Heirath, doch unterbrach er mich schon nach den ersten Worten.

„Das Alles weiß ich,“ sagte er, „Deine durchtriebene Fürsprecherin Margarethe hat mir darüber mehr gesagt als Du vielleicht selbst weiß, ich kenne die ganze Geschichte mit sämmtlichen Einzelheiten. Was ich von Dir sofort und frei heraus erfahren will ist, ob Du nun noch zu heirathen wünschest, seit Du weißt, daß diese Verbindung mein Leben verkürzen kann, es in jedem Falle vergällen wird.“

„Hätte ich ahnen können, lieber Onkel,“ war meine Antwort, „daß meine Bitte Dich so tief betrüben würde, ich hätte sie nun und nimmer zu stellen gewagt. Glaube mir, ich bin bereit, Deiner Ruhe, dem Frieden Deiner alten Tage jedwelches Opfer zu bringen. Ja, ich liebe Helene, das traurige Schicksal, das sie bedroht, geht mir tief zu Herzen, aber darum kann ich doch nie vergessen, was ich dem Bruder meines Vaters, dem Schützer meiner Kindheit und meiner Jugend schuldig bin.“

„Also Du verzichtest auf diese Verbindung?“

„Ja, Onkel.“

„Ohne Verdruß?“

„Nein, das nicht, Onkel, nicht ohne Schmerz.“

„Und willst Du das mir feindliche Gefühl, die Liebe, in Deinem Herzen ersticken?“

„Ach, Onkel,“ rief ich unter neuen Thränen „warum willst Du mich zwingen, Dich zu täuschen? Welcher Mensch hat denn sein Herz so in der Gewalt, daß er ein tief eingewurzeltes Gefühl je nach Gutdünken herausreißen kann?“

„Was willst Du damit sagen?“ fragte Ohm Jan mißtrauisch.

Ich werde bei Dir bleiben, Onkel, ungebunden und aus

freien Stücken, so lange ich zu Deinem Glücke beitragen kann, aber Dir versprechen, daß ich Helene vergessen will, sieh das geht nicht."

„In Gottes Namen denn," versetzte er, „wenn Du nur gelobst, sie nicht mehr sehn und sprechen zu wollen. Du zögerst? . . Was Du nach meinem Tode thun wirst, geht mich nicht an und kümmre ich mich auch nicht darum, aber bis ich mich zur letzten Ruhe niederlege, soll kein Frauenzimmer mich belästigen. Du mußt selbst wissen, was Du thust, ich zwinge Dich nicht; wähle, in voller Freiheit, sie oder mich; das ist mein letztes Wort."

Ich bezwang mich gewaltsam und antwortete mit erstickter Stimme:

„Die Wahl kann nicht zweifelhaft sein, ich werde Dir gegenüber meine Pflicht erfüllen, wenn mir auch das Herz darüber bricht. Nur um eine Gnade bitte ich Dich, Onkel, laß mich noch einen einzigen Brief an Helene schreiben, um ihr meinen Entschluß mitzutheilen und mein Verhalten gegen sie möglichst zu rechtfertigen."

„Gut, das kannst Du thun, Felix," erwiderte er, „aber keine Umwege, keine Schwachheit, hörst Du? ... Da Du nun doch aufrichtig gegen mich bist, so sag' mir auch, ist es wahr, daß Margarethe Dich zu der Heirath angetrieben hat, während Du sonst wohl kaum daran gedacht haben würdest? ... Du schüttelst den Kopf? Sie selbst hat es mir gestanden!"

„Aus Edelmuth, Onkel, um mich bei Dir zu entschuldigen," murmelte ich.

„Und Du bist richtig auf diesen Leim gegangen, hast Dich in dieser Schlinge fangen lassen!" rief er. „Blind oder einfältig mußt Du sein, wenn Du nicht einsiehst, daß es ihr nur darum zu thun war, sich ein Anrecht auf Deine kräftige Fürsprache bei mir zu erwerben. Natürlich, der eine Dienst ist des andern werth! Es ist wahrhaftig ein großes Glück für Euch beiden, daß Du Dich gutwillig dazu verstehst, auf die Heirath zu verzichten, denn andernfalls würde ich schreckliche Rache an Euch genommen haben."

Ich ließ den Kopf auf die Brust sinken; eine plötzliche Erwägung machte mich zittern.

„Bereust Du jetzt schon Dein Versprechen? Woran denkst Du nun auf einmal?“ fragte Ohm Jan.

„Ach!“ rief ich aus, „was ich thue ist grausam. Ueber mein eignes Schicksal kann ich frei entscheiden, aber mein Gelübde verurtheilt den Lehrer Menden und seine Familie zum tiefsten Elend. Ich bin Schuld an ihrem Leid, wie sollte es mich da nicht schmerzen, daß ich sie hülflos ihrem traurigen Zustande überlassen muß? Nur mit Entsetzen kann ich daran denken.“

„Bah, ist das Alles, Felix? Ich habe schon eher als Du daran gedacht! Noch einmal frage Dich, willst Du aufrichtig Dich bemühn, Helene nicht mehr zu sehn, nur den einen Brief, und dann nie wieder an sie zu schreiben, mir nicht mehr von ihr zu sprechen? Ist dieser Bund zwischen uns geschlossen? So gieb mir Deine Hand darauf.“

Zögernd legte ich meine Hand in die seine.

„Wohlan,“ sagte er, „um Dich für Deinen guten Willen zu belohnen, werde ich selbst dem Lehrer und seiner Familie zu Hülfe kommen.“

„Das kannst Du nicht,“ versetzte ich traurig, „Geld nehmen sie von Niemanden, am allerwenigsten von meinem Onkel.“

„Mag sein, Felix, aber wer spricht denn von Geld?“

„Auch jede andere Hülfe von uns werden sie zurückweisen, Onkel, in allem, was die Ehre angeht, sind sie überaus zartfühlend und jetzt zumal, wo die Dorfbewohner sie schmähen und verleumden, werden sie nicht zulassen . . .“

„Ei was, ich bedarf ihrer Erlaubniß nicht! Geh nur gleich einmal zu Herrn Neefs, dem Vorstand der Armenverwaltung, und bitte ihn, mich so bald als möglich zu besuchen.“

„Der Armenverwaltung!“ rief ich bestürzt, „das ist unmöglich, Onkel! Du wolltest Menden der Armenverwaltung überweisen?“

„Da brausest Du wieder auf wie kochende Milch,“ spottete er, „warte doch, bis Du weißt, was ich vor habe, Dummkopf! Ich wollte es eigentlich vor Jedermann verborgen halten, werde es nun aber Dir ganz allein mittheilen, unter der Bedingung, daß Du deinen Mund darüber hältst, selbst Mar-

garethen gegenüber. — Wie viel Schüler hat Menden noch in seiner Schule?"

„Etwa fünfundzwanzig," lautete meine Antwort.

„Und wie viele waren es, als Du, nachdem seine Augen geheilt waren, die Schule verließest?"

„Mehr als vierzig."

„Nun, Herr Reefs erzählte mir neulich, als er meinen Beitrag zu der Armenkasse einsammelte, daß im Dorf und in der Umgegend mehr als fünfzig arme Kinder ohne Unterricht sich umhertrieben. Wohl wünschten ihre Eltern, daß sie Etwas lernen möchten, doch fehlen die Mittel, das Schulgeld zu bezahlen. Wenn ich nun eine ausreichende Summe dazu hergäbe, unter der Bedingung, daß man diese Kinder zu Herrn Menden schickte? Er würde dann siebenzig Schüler haben, ohne zu wissen, wer ihm diese Einnahmequelle verschafft hat, verstehst Du Felix?"

Ich war so gerührt von seinem Edelmuth, daß ich seine Hand ergriff und sie an meine Lippen führen wollte, doch er stieß mich unsanft zurück.

„Hör' auf mit Deinen Albernheiten!" rief er, „Du glaubst wohl, ich hätte Lust, fortan Dein Geheul und Gewinsel anzuhören, weil ich mich einmal durch dasselbe rühren ließ. Rommeledommel nein! Ich werde mich eben so steif halten wie zuvor . . . Doch ich bin noch nicht fertig. Diese vierzig oder fünfzig neuen Schüler, für welche die Armenkasse bezahlt, sichern dem Lehrer ein ganz gutes Einkommen, dabei werde ich es aber nicht bewenden lassen. Margarethe sagt mir, daß Helene beinah ihre sämmtlichen Kunden verloren hat; nun will ich ihr Arbeit besorgen. Du siehst mich verwundert an? Nicht wahr, es kommt Dir sonderbar vor, daß ein Mann, und noch dabei ein Mann wie ich, einer Frauenkleidermacherin zu thun geben kann, doch siehst Du daraus, mein Junge, wie weit meine Liebe zu Dir geht, sie macht mich erfinderisch. In einigen Monaten ist die erste Communion der Kinder; ich habe mir vorgenommen, die armen Mädchen auf meine Kosten kleiden zu lassen und will, daß sie an dem feierlichen Tage schmuck wie die Püppchen aussehn. Erräthst Du, Felix, wer die Kleider anfertigen soll gegen einen guten Lohn?"

„Deine Güte ist grenzenlos, lieber Onkel!“ rief ich, „Helene und ihr Vater werden ihrem Wohlthäter vielleicht niemals danken können, ich aber will Gott bitten, daß Er mit seinem reichsten Segen ihn überschütte . . .“

„Fängst Du schon wieder an? Wenn Du noch ein Wort sagst, so thue ich nichts! . . . Morgen also, Felix, gehst Du zum Herrn Pastor und bittest ihn, gelegentlich bei mir vorzusprechen, ich will mich mit ihm über diese Sache verständigen. Bist Du nun mit mir zufrieden?“

Wieder wollte ich seine Großmuth preisen und ihm meine Dankbarkeit aussprechen.

„Genug, genug; immer dasselbe langweilige Lied!“ unterbrach er mich, „ich will kein Wort mehr davon hören! Und dann wiederhole ich Dir noch einmal, bleibst Du dem Bunde nicht treu, den wir mit einander geschlossen haben, so ziehe ich meine Hülfe zurück und Herr Menden und seine Tochter mögen sehn, wie sie fertig werden, das hast Du nun ein für allemal wohl begriffen, nicht wahr? Geh nun hinunter und schicke mir Margarethe herauf; ich beabsichtigte eigentlich, ihr mein Vorhaben zu verbergen, doch würde die schlaue Hexe bald dahinter kommen, darum will ich ihr nur lieber selbst davon sprechen.“

XXI.

Wie schwer war mir das Herz! Wie hart traf mich diese plötzliche Vernichtung meiner süßen Träume! Doch es war einmal nicht anders, ich mußte geduldig dem grausamen Schicksal mich beugen, das mich, vielleicht für immer von Helene trennte.

Nun sollte ich ihr schreiben, ihr die unwiderrufliche Entscheidung meines Onkels melden, ihr mittheilen, daß fortan alle Beziehungen zwischen ihrer Familie und mir gänzlich aufhören müßten!

Den größten Theil der Nacht arbeitete ich an meinem Briefe, zwanzigmal zerriß ich das Blatt, um von Neuem zu beginnen, doch wie ich auch im Schweiße meines Angesichtes mich abmühen mochte, es wollte mir nicht gelingen, etwas Vernünftiges zu Stande zu bringen. Zuweilen erging ich mich in den heißesten, feurigsten Liebesversicherungen, welche ich weder das Recht noch die Absicht hatte, an Helene zu richten; suchte ich hinwieder meine Sprache zu mäßigen, so wurde mein Brief so kalt, daß er unwahr und dadurch vielleicht noch unziemlicher wurde.

Nach einigen Stunden ruhelosen Schlafes ging ich hinunter und klagte Margarethe meine Noth. Sie sähe ein, sagte diese, daß es unter den obwaltenden Umständen schwierig sei, direkt an Helene zu schreiben, doch könne ich mich mit größerer Ruhe an ihre Mutter wenden, da ich ihr meine Liebe gestanden und ihr versprochen habe, die Einwilligung meines Onkels zu erwerben. Ich solle den Brief nur gleich aufsetzen, Margarethe selbst wolle ihn noch vor Mittag an

seine Adresse besorgen und diese Gelegenheit benutzen, mit Helene zu sprechen.

Ich folgte ihrem Rathe und schrieb an Frau Menden; Margarethe nahm den Brief und ging damit nach Blekhout.

Auf der Thurmuhr schlug die Mittagsstunde, als ich sie zurückkommen hörte. Wie dringend wünschte ich zu erfahren, ob sie Helene gesehn hätte, doch durfte ich nicht hinuntergehn, denn ich war beschäftigt, im Auftrage Ohm Jan's und unter seinen Augen eine Berechnung von Zinsen und Pächten aufzustellen.

Als meine Base in's Zimmer kam, um den Tisch zu decken, gab sie mir durch Zeichen zu verstehn, daß sie Helene getroffen hätte; das steigerte noch meine Neugierde, ich konnte kaum abwarten, daß Ohm Jan eingeschlafen war und eilte hinunter. „Nun Margarethe, hast Du sie gesehn?" fragte ich lebhaft.

„Ja, Vetter, gesehn und gesprochen."

„Allein?"

„Allein, und fast eine ganze Stunde."

„Hatte Frau Menden ihr mitgetheilt, daß ich die Einwilligung des Onkels nachsuchen wolle?"

„Natürlich, doch Du läßt mich ja gar nicht zu Worte kommen. — Ich übergab der Frau Menden Deinen Brief in Gegenwart ihres Mannes, er las ihn laut vor, schüttelte nur traurig den Kopf und sagte, daß er an Herrn Rohbecks Weigerung keinen Augenblick gezweifelt hätte; Helenens Mutter dagegen begann zu weinen, aus ihren Klagen nahm ich ab, daß sie die Heirath als das einzige Mittel angesehn hatte, ihre Tochter zu retten, nicht nur von Verfolgung und Mangel, sondern von Siechthum und großem Herzeleid."

„O Gott, arme Helene!" seufzte ich.

„Nun schweig doch nur, so arg ist es nicht. — Ich bat dann um die Erlaubniß, sie allein sprechen zu dürfen, indem ich geltend machte, daß ich dann freier zu ihr reden, sie trösten und ihr Muth einflößen könne. Wie schon gesagt hatte Frau Menden ihr Deine Absicht mitgetheilt; wie schmerzlich mußte, nach der frohen Hoffnung, sie jetzt die bittere Enttäuschung treffen! . . ."

„Ich ging hinauf in ihr Zimmer und fand sie allein an der Arbeit. So bald sie mich sah sprang sie auf und lief mir mit offenen Armen entgegen.“

„O Margarethe!“ rief sie, „Du bringst mir frohe Kunde, ich werde seine Braut!“ Doch meine traurige Miene sagte ihr bald, daß sie sich täusche und ich die Ueberbringerin böser Nachrichten sei. So schonend wie möglich begann ich nun, ihr den niederschlagenden Ausgang unseres Versuches mitzutheilen, sie sank auf einen Stuhl und begann bitterlich zu weinen.

„Nach und nach wurde sie ruhiger; sie sagte, daß es thöricht von ihr gewesen sei, sich von einer eitlen Hoffnung bethören zu lassen, daß sie ihr Kreuz ergeben tragen, nie aber einen andern Mann heirathen wolle; in ihrem Herzen würde Dein Bild, das Andenken an Deine Güte fortleben bis zu seinem letzten Schlag . . . Sie verläßt übrigens Vissegħem, übermorgen geht sie mit ihrer Mutter nach Gent, um sich dort eine Stelle als Lehrerin zu suchen.“

„Aber Margarethe,“ fiel ich meiner Base in's Wort, „wenn der Onkel ihr und ihren Eltern zu Hülfe kommen will, so braucht sie doch den Ort nicht zu verlassen.“

„Du vergißt, daß ich ihr davon nichts verrathen durfte und außerdem scheint es mir für Helene besser zu sein, wenn sie eine Zeitlang anderswo lebt. Hier, wo sie so Vieles erduldet hat, könnte sie gefährlich krank werden, schon jetzt sieht sie blaß und abgemagert aus.“

Ich schüttelte betrübt den Kopf.

„Komm, Felix, verliere nur nicht den Muth,“ tröstete Margarethe, „was sind einige Monate oder auch Jahre, wenn Du der treuen Liebe Helenens sicher bist? Gegenwärtig ist Ohm Jan unsern Bitten unzugänglich und wir müssen schweigen; wie ich ihn aber kenne, wird es nicht immer so bleiben und wir nehmen inzwischen jede sich bietende günstige Gelegenheit wahr, um ihn mit dem Gedanken an Deine Heirath auszusöhnen. Also nur Geduld; Dein Glücksstern kann unerwartet aufgehn, eher vielleicht als Du zu hoffen wagst.“

In dieser Weise fuhr Margarethe fort, mir Muth einzureden und mich zu beruhigen. Ich glaubte ihren Prophezeiun-

gen nicht, nein, Ohm Jan willigte nun und nimmermehr in meine Verheirathung, davon war ich fest überzeugt.

Während einer ganzen Woche ging ich wie ein verlorener Mensch gesenkten Hauptes umher. Meine Lage war entsetzlich; so lange Ohm Jan lebte mußte ich jeder Hoffnung entsagen, nur sein Tod konnte mich befreien. Sein Tod! o Gott, und hätte man mein Leben gefordert, um das seine zu verlängern, ich würde es freudig hingegeben haben.

Trotzdem und ungeachtet aller Mühe die ich mir gab, dahinzielende Regungen meines Gemüthes zu unterdrücken, ertappte ich mich mitunter auf dem Gedanken an den Tod meines Onkels, als den Zeitpunkt meiner Erlösung, und wenn derartige Vorstellungen auch ganz gegen meinen Willen entstanden, so erschreckten sie mich tief und flößten mir einen Abscheu vor mir selber ein.

Ohm Jan konnte über die Ursache meiner Traurigkeit wohl kaum im Zweifel sein; wenn er mir auch hin und wieder vorwarf, daß ich mein Versprechen nicht hielte, so geschah das doch stets in einer sanften, beinah mitleidsvollen Weise und nahm er meine Entschuldigungen ohne Widerspruch an. Seine Güte, und die Ueberzeugung, daß mein Verhalten ihn betrübe, ließen mich alle Mühe anwenden, ihm ein möglichst heiteres Gesicht zu zeigen.

Was mich in diesem Streben außerordentlich förderte war die, mir durch Margarethe übermittelte Nachricht, daß Helene in Gent keine Stelle gefunden hatte und nun, Dank der verborgenen Hülfe meines Onkels, nicht mehr daran dachte Visseghem zu verlassen. Vierzig arme Kinder hatten die Zahl der Schüler ihres Vaters vermehrt und der Pastor hatte bereits einen Theil der Kleider in Arbeit gegeben; das Bestehen der Familie Menden war in Folge dessen für die nächste Zeit gesichert. Und eine andere Nachricht erfreute mich noch mehr. Herr Neefs, der Armenvorstand, war auf Ansuchen meines Onkels zum Gemeindevorsteher gegangen, um über das Betragen Gerhard Vlierings Beschwerde zu führen; der Gemeindevorsteher hatte den jungen Müller sammt seinem Vater vor sich kommen lassen und Beide mit Geldstrafe und Haft bedroht, wenn das Treiben fortgesetzt würde. Gerhard hatte nicht allein versprochen, die Familie Menden fortan in

Ruhe zu lassen, sondern nach Kräften das Böse gut zu machen, das er und seine Freunde angerichtet.

So verging der Winter.

Als die ersten schönen Märztage uns in's Freie lockten war der kranke Fuß Ohm Jan's in so weit geheilt, daß er keine Schmerzen mehr daran empfand; doch blieb das Gelenk des rechten Kniees steif, so daß er zwar ohne Stütze stehn, aber nicht gehn konnte, ohne sich einer Krücke zu bedienen.

Ich begleitete ihn täglich auf seinen Spaziergängen, oft eine halbe Stunde und weiter in die Felder hinaus; nie aber richteten wir nach der Seite von Blekhout unsere Schritte.

Die Ruhe unseres stillen Dorfes wurde jetzt plötzlich durch den Durchzug von zwei österreichischen Regimentern gestört; ein Bataillon blieb im Orte und wurde bei dessen Bewohnern einquartirt, wir erhielten zwei Officiere mit ihren Dienern.

Die Soldaten waren Kroaten oder Panduren, die meisten von ihnen sprachen nicht einmal Deutsch; es war als ob sie glaubten, sich in Feindesland zu befinden, denn sie traten sehr barsch auf und scheuten sich nicht, den armen Dorfbewohnern, welche sie nicht verstanden, durch Schläge mit der flachen Säbelklinge ihre Wünsche klar zu machen.

Einer der Officiere, die bei uns untergebracht waren, sprach zum Glück ziemlich gut Französisch und machte seinen Gefährten gegenüber unsern Dolmetscher, es hätte sonst leicht zu Mißverständnissen der schlimmsten Art kommen können. Denn Ohm Jan, der seine Heftigkeit nicht beherrschen konnte, polterte oft gegen unsere Einquartierung und bediente sich deutscher Kraftausdrücke dabei, deren Bedeutung er vielleicht selbst nicht einmal kannte.

Da ich den französisch sprechenden Officier im Voraus bedeutet hatte, daß er darauf nicht Acht haben müsse und, wohl mehr noch, da Margarethe den Herren zwei- oder dreimal täglich eine köstliche Mahlzeit servirte und ich den Schlüssel zum Weinkeller beständig in der Hand hielt, um die feinsten Weine je nach Wunsch herauf zu holen, so befreundeten sich die Officiere sammt ihren Burschen bald so sehr mit uns, daß sie durch das Feuer für uns gelaufen wären.

Wie bei uns in Vissegbem, so wimmelte es in allen Dörfern längs der Grenze und mehr landeinwärts von Soldaten.

Die gesetzgebende Versammlung in Frankreich hallte wieder von Aufreizungen zum Krieg; die Parteiführer, selbst die gemäßigten, sahen ein, daß ein Krieg mit dem Auslande das einzige Mittel sei, dem Blutvergießen in Paris Einhalt zu thun, und Zeitungen und Volksredner nannten öffentlich die österreichischen Niederlande die Brücke, über welche das französische Heer in den Norden Europas eindringen müsse. Zwar erklärte der König Ludwig XVI. sich gegen den Krieg, doch wie lange konnte dieser schwache Fürst dem Andringen des ruhmsüchtigen, aufrührerischen Volkes widerstehn?

Durch diese Vorgänge und Anzeichen gewarnt schickte nun der Kaiser von Oesterreich eine mächtige Armee, um unsere Grenzen zu bewachen und zur Noth einen feindlichen Einfall der Franzosen abzuwehren.

XXII.

Zehn Tage etwa mochten die Panduren in Vissegbem gelegen haben, als sich zur Nachtzeit ein Unwetter mit Schnee und Hagel, Sturm, Donner und Blitz über unserm Orte entlud, wie dergleichen seit Menschengedenken nicht erhört war.

Außer dem Herunterstürzen mehrerer Schornsteine hatte man trotzdem keinen Unfall zu beklagen, aber eine Viertelstunde von der Kirche entfernt, an dem Weiler Blekhout vorüber, war der Blitz in eine tausendjährige Eiche gefahren, hatte sie aller Aeste beraubt, bis auf die Wurzel gespaltet und noch in dem Boden ein tiefes Loch geschlagen. Alle Dorfbewohner und selbst viele Soldaten strömten hin, um die gewaltigen Wirkungen des Himmelsfeuers in Augenschein zu nehmen.

Auch Ohm Jan hatte Lust, sich der Menge anzuschließen, doch war das Wetter zu ungünstig und blieb so bis gegen Ende der Woche. Als aber da die Morgensonne am wolkenlosen, blauen Himmel emporstieg, hieß er mich ihn zu der vom Blitz gefällten Eiche begleiten.

Schüchtern machte ich ihn darauf aufmerksam, daß der Weg an Blekhout vorüber führe, doch gab er lachend zur Antwort:

„Kindereien! einen anderen Weg gibt es nicht. Fürchtest Du Deine eigne Schwachheit, so schließ' die Augen oder wende den Kopf ab, dann siehst Du sicher nichts."

Wir mußten in der That dicht neben der Schule hergehn. Wie schlug mir das Herz, welche Mühe kostete es mir, dem Rathe meines Onkels zu folgen. Doch gelangten wir glücklich

an die betreffende Stelle, ohne ein Glied der Mendenschen Familie gesehn zu haben.

Nachdem wir die merkwürdige Naturerscheinung von allen Seiten betrachtet hatten, ruhten wir noch eine Weile aus, da Ohm Jan durch die Anstrengung des Gehens ermüdet war, und traten dann den Heimweg an, wieder nach derselben Richtung, aus der wir gekommen waren. Nahe vor dem Weiler hörten wir hinter uns plötzlich einen gewaltigen Lärm und sahen vier oder fünf Panduren mit gezogenen Säbeln aus einem Bauernhause kommen; sie trieben mit Faustschlägen und Fußstößen einen Mann vor sich her, — was der Unglückliche verbrochen hatte, konnten wir, schon der uns unbekannten Sprache wegen, nicht verstehn.

Gleich beim ersten Anblick dieses eben so rohen wie grausamen Verfahrens wollte Ohm Jan den Soldaten zu Leibe gehn; auf mein dringendes Bitten verhielt er sich indessen ruhig und beschleunigte selbst seinen Schritt, damit ihn der Aerger nicht zu unbesonnenem Handeln hinreiße.

Wir mochten etwa noch einen Steinwurf weit von der Schule entfernt sein, als die Soldaten mit dem armen Mann uns erreichten und an uns vorübergehn wollten. Doch jetzt machte der Unglückliche einen Versuch zu entwischen, der ihm neue Mißhandlungen seitens der betrunkenen Panduren zuzog, unbarmherzig hieben sie mit ihren Säbeln auf ihn ein.

Ich fühlte, wie Ohm Jan vor Entrüstung zitterte, denn ich hatte meinen Arm in den seinen gelegt, um ihn im Nothfalle zurückhalten zu können. Plötzlich aber riß er sich los.

„Gott im Himmel,“ rief er, „das ist Franz Wilde, der bravste Mann der Gemeinde! Schurken, Trunkenbolde, laßt ab! Donnerwetter, glaubt Ihr Dummköpfe, daß Ihr mit Sclaven zu thun hättet? Wäre ich nicht halb lahm, ich schlüge Euch mit meiner Krücke die Hirnschalen ein. Potztausend Element, wollt Ihr sogleich loslassen, Ihr verfluchten Talgkerzenfresser!“

Durch seinen verwegenen Ausfall überrascht und erzürnt wandten sich jetzt die Panduren gegen uns und bedrohten uns tobend mit ihren Waffen. Ohm Jan wiederholte nichtsdestoweniger seine Aufforderung, den Mann in Ruhe zu lassen, als er aber das Wort „Schweinigel“ den Soldaten zurief,

kannte deren Wuth keine Grenzen mehr. Einer von ihnen hielt den Bauer fest, zwei andere rissen mich einige Schritte zurück; der Vierte, ein Kerl wie ein Riese, wollte sich auf Ohm Jan stürzen, doch versetzte ihm der muthige Greis mit seinem Krückstock einen so wuchtigen Hieb auf den Kopf daß er taumelte und beinah niedergestürzt wäre. Ebenso rasch aber gewann er das Gleichgewicht wieder, sprang wie eine Pantherkatze seinem Gegner auf den Rücken und warf ihn zu Boden, worauf er den Säbel erhob, um ihm mit einem einzigen Schlage den Schädel zu spalten.

Ich sah die Gefahr in der mein Onkel schwebte, war kaum fünf Schritte von ihm entfernt, aber ach, ich konnte nichts als einen gellenden Angstschrei ausstoßen, denn meine beiden Begleiter hielten mich so fest, daß es mir trotz aller verzweifelten Anstrengungen unmöglich war, auch nur ein Glied zu rühren. Jetzt mußte der arme Mann den Todesstoß empfangen . . . doch da sah ich eine weibliche Gestalt herzueilen, sie fiel dem Soldaten in den Arm und zog ihn von meinem Onkel fort.

Großer Gott, es war Helene! Sollte ihr kühnes Eingreifen auch ihr das Leben kosten?!

Nein! Sie redete in so reinem Deutsch die Soldaten an, daß diese sie verwundert betrachteten und mit einer Art von Ehrfurcht ihren Worten lauschten. Gleichwohl suchten sie ihr begreiflich zu machen, daß der alte Mann, der noch am Boden lag, sie tödtlich beleidigt habe und daß sie das Recht hätten, ihn zu züchtigen.

Während dieser, wenn auch kurzen Auseinandersetzungen waren aus den umliegenden Häusern viele Leute herzugelaufen, unter ihnen mehrere Soldaten und Unterofficiere. Als diese bemerkten, daß ihre Cameraden zu viel getrunken hatten, nahmen sie dieselben beim Arm und führten sie unter beruhigenden Worten, theilweise sogar unter Anwendung von Gewalt, von dem Schauplatze fort.

So wurde ich frei und lief zu meinem Onkel, den Helene eben aufzurichten bemüht war; doch schien er ohnmächtig, besinnungslos zu sein. Drohend und ganz aus der Nähe hatte der Tod ihn angegrinst, auch das Herz des unerschrockensten Mannes zagt in solchem Augenblicke.

Noch einige Bauern und der Lehrer Menden eilten zu unserer Hülfe herbei; wir führten Ohm Jan in das Schulhaus und ließen ihn sanft in einen Sessel nieder. Er war sehr blaß, sah uns mit verwirrten Augen an, redete aber kein Wort, wir Alle befürchteten, daß die übergroße Aufregung verhängnißvolle Folgen haben könne.

Helene legte die liebevollste Sorgfalt für ihn an den Tag, sie rieb seine Hände, flüsterte ihm beruhigende Worte in's Ohr und lief in die Küche um ein Glas frischen Wassers zu holen, das sie ihm an die Lippen hielt.

Bei allem Schrecken, aller Noth drang dennoch ein froher Hoffnungsstrahl in mein Herz. Helene hatte Ohm Jan vom sicheren Tode gerettet; wenn nun sein theures Leben erhalten blieb, würde er sie da nicht freudig zur Tochter annehmen? Dem schrecklichen Ereigniß konnte unserer Aller Glück entsprießen.

Ohm Jan hatte mit durstigen Zügen getrunken und schien sich nun gänzlich zu erholen.

„Verfluchte Schweinhunde!“ brummte er, „Donnerwetter, ich will Euch . . .“

„Beruhigen Sie sich, guter Herr Rohbeck,“ sagte Helene, während sie liebkosend den Arm um seine Schulter legte, „es ist Alles gut abgelaufen, Gott sei Dank, jede Gefahr ist beseitigt.“

Jetzt erst betrachtete Ohm Jan das liebliche Mädchen mit eigenthümlicher Aufmerksamkeit. Ein Lächeln erhellte seine Züge, er nahm Helenens Hand und sagte sanft:

„Du warst es, die mich rettete, nicht wahr? O ja, ich weiß es gewiß, zwischen dem Säbel und meinem Kopf sah ich Dich erscheinen, Dir danke ich mein Leben, und ich bin reich, ich will Dich belohnen. Fordre von mir was Du Lust hast, ich will es Dir geben!“

Niemand sprach; Helene und ich, muthmaßlich auch ihre Eltern, erbleichten und standen stumm in ängstlicher Spannung.

„Wer bist Du denn, die mich so muthig vertheidigt hat?“ fragte Ohm Jan, „ich kenne Dich nicht.“

„Helene Menden,“ gab ich zur Antwort.

„Helene Menden! Du bist Helene Menden!“ seufzte er; „ohne Dich würde ich jetzt eine Leiche sein! Ach mein Kind, Etwas habe ich, das ich Dir doch nicht geben kann; ich bitte Dich, verlange es nicht von mir.“

In ihrer Hoffnung getäuscht, sank Helene vor ihm nieder, legte ihren Kopf auf seine Kniee und weinte still.

„Lieber Onkel, habe Erbarmen mit uns,“ flehte ich; „sie hat Dir das Leben gerettet, mache sie nun glücklich durch ein einziges Wort.“

Frau Menden kniete neben ihrer Tochter, der alte Lehrer faltete bittend die Hände .... Ohm Jan schien in seinem Entschluß zu wanken.

„Sie lieben ihn ja wie einen Sohn, ach, seien Sie auch mir ein liebevoller Vater,“ rief Helene, ihre thränenfeuchten Augen zu ihm aufschlagend.

„Das also ist es, was Du von mir begehrst? Auf keine andere Weise kann ich die Schuld meiner Dankbarkeit abtragen?“ murmelte er klagend. „Du zwingst mich zu einem furchtbaren Opfer, aber es sei! An mir ist ja doch wenig mehr gelegen, wohlan, ich gebe meine Einwilligung; Felix, begrüße Deine Braut!“

Ein Jubelruf erfüllte das Zimmer; Helene sprang auf, schlang ihre Arme um seinen Hals, nannte ihn hundertmal ihren guten Vater und netzte seine Wangen mit ihren Freudethränen. Auch ich umarmte den guten Onkel; Helenens Eltern und selbst ihre kleinen Brüder und Schwestern wetteiferten, ihm ihre Freude und Dankbarkeit zu bezeugen.

Ohm Jan's Züge verfinsterten sich; ich wußte, daß er derartige Scenen nicht liebte und suchte im Geheimen Helene und ihre Eltern zu bedeuten, daß sie ihre Gefühle mäßigen sollten. Doch war es ihnen schwer, sie zurückzuhalten, und darüber wurde es zu spät, die Stimmung meines Onkels hatte sich bereits vollständig verändert.

„Wo ist meine Krücke?“ fragte er verdrießlich, „na, gebt mir doch meine Krücke.“

Und als er unser Staunen bemerkte, fügte er hinzu:

„So soll es sein und nicht anders; ich will sofort zu Haus gehn.“

Wir schlugen vor, den Wagen aus der „Bunten Kuh“

holen zu lassen, doch widersetzte er sich ungeduldig diesem Plan.

Als ich ihm seine Krücke gereicht hatte, stand er nicht ohne Mühe, auf und ging ein paar Schritte der Thür zu, dann aber, bemerkend daß sein abstoßendes Wesen Helene und ihre Eltern betrübte und erschreckte, nahm er der Ersteren Hand und sagte halb barsch, halb freundlich:

„Ja ja, ich bin nun einmal nicht anders; wenn Du so nicht mit mir vorlieb nehmen willst, kann ich Dir nicht helfen. Donnerwetter, und was liegt auch daran? Mich hast Du ja nicht vor zu heirathen. Jedenfalls, mein Kind, ein Wort ist ein Wort, ich habe die Einwilligung zu Eurer Heirath gegeben und dabei bleibt es, was willst Du mehr? Nun, sei nur ruhig, Felix wird Dir jedes harte Wort von mir doppelt und dreifach vergüten."

Damit reichte er dem Lehrer und seiner Frau die Hand, murmelte einen kurzen Abschiedsgruß und trat auf die Straße.

Ich stützte ihn, so gut ich konnte; das Gehen wurde ihm schwer, er hatte Schmerzen an dem kranken Fuß, wie er sagte; als ich ihn aber deßhalb bedauerte, schalt er mich und fragte, ob ich ihn für ein zimperliches Mädchen hielte, das sich durch jedes Unbehagen entmuthigen ließe.

Weiterhin begann er dann ruhig und mit einer gewissen Wehmuth über meine Verheirathung zu sprechen; da nun doch einmal nichts mehr daran zu ändern sei, solle ich nur so bald als möglich voran machen. Er wollte sich die Sache noch einmal gründlich überlegen und mir morgen Näheres über das Einkommen mittheilen, das er mir und meiner jungen Frau auszusetzen gedenke. Bis dahin verbot er mir auf das strengste, noch ein einziges Wort über die ganze Angelegenheit zu reden, er habe sie für heute gründlich satt und sie langweile ihn übermäßig.

Ich wagte dessenungeachtet ihn darauf aufmerksam zu machen, daß Helene und ich falls wir bei ihm wohnen blieben, keines besonderen Einkommens bedürften, doch er hieß mich schweigen und wiederholte, daß er vor morgen von der ärgerlichen Geschichte nichts mehr hören wolle.

So langten wir denn zu Hause an, wo ich mit Mar-

garethens Hülfe den Onkel die Treppe hinauf, in sein Zimmer brachte.

Natürlich benutzte ich die erste Gelegenheit meiner Base zu erzählen, was vorgefallen war und daß Ohm Jan die Erlaubniß zu meiner Heirath gegeben hatte. Margarethe nahm lebhaften Antheil an meinem Glück, ja sie schien sich fast noch mehr als ich selbst darüber zu freuen.

XXIII.

Am folgenden Tage blieb Ohm Jan zu Bette liegen, sein Knie war dick angeschwollen und ich bemerkte, daß er oft vor Schmerz die Zähne auf einander biß. Dringend bat ich ihn, einen Arzt holen zu lassen, doch davon wollte er nichts wissen; es sei nur die Folge der Ermüdung und würde schon von selbst vorübergehn, meinte er.

Nachdem er dann eine Weile auf die Oesterreicher im Allgemeinen und auf die wilden Panduren im Besonderen geschimpft hatte, ließ er mich auf einem Stuhl neben seinem Bette Platz nehmen und sagte sehr ernst:

„Merke nun wohl auf, Felix, ich werde Dir das Ergebniß meines Nachdenkens mittheilen und Dir meinen Willen kund thun; unterwirf Dich demselben ohne Widerspruch, denn je weniger Du mich zwingst, an Deine Heirath zu denken, um so weniger wirst Du mich dadurch betrüben. — Du heirathest also möglichst bald, das heißt in Zeit eines Monats.

Ich werde Margarethe befehlen, Dir das nöthige Geld für Deine Hochzeit und erste Einrichtung einzuhändigen: nicht verschwenderisch, aber wie es sich gehört, mit mir sprichst Du dann von heute ab nicht mehr darüber, Margarethe hat die Kasse und gibt mir Rechenschaft von Deinen Ausgaben. Das Höfchen, das seit vierzehn Tagen leer steht, wird Margarethe in Ordnung bringen lassen, dort sollst Du mit Deiner Frau wohnen . . .“

Diese letzte Bestimmung entlockte mir einen Ausruf der Enttäuschung; mein Wunsch war, mit Helene bei Ohm Jan zu bleiben und von ihr unterstützt, seine alten Tage zu erheitern, ich bezweifelte keinen Augenblick, daß Helene in

kurzer Zeit seine Liebe gewinnen und ihn dahin bringen würde, den Entschluß zu segnen, den er nun so schmerzlich beklagte. Doch wie ich auch in ihn drang, er wollte nichts davon hören und wies meine Bitte ärgerlich zurück.

„Ist es nicht genug, daß ich in Deine Heirath willigte?" brummte er; „verlangst Du auch noch, daß ich täglich ein Frauenzimmer vor Augen habe, das ich bisher nicht gekannt, ein Frauenzimmer obendrein, das mir den Sohn meines Bruders gestohlen, sein Herz sich angeeignet hat? Willst Du mich denn rasend machen? Sieh, wenn ich fürchten müßte, Ihr könntet Euch weigern, meinen Anordnungen demüthig Folge zu leisten, ich zöge meine Zustimmung jetzt noch zurück, ja, ja, ich zöge sie zurück. Wünschest Du einem solchen Beschluß meinerseits zuvorzukommen, so sprich mir nicht mehr von Deiner Verlobung und warne Deine Braut, daß sie mich nicht mit den Ergüssen ihrer Dankbarkeit belästigt. Es ist einmal nicht anders; darum heirathet in Gottes Namen, mich aber laßt in Ruhe."

Ich ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Was Du forderst, ist hart und schmerzlich," murmelte ich seufzend, „aber es sei, Dein Wille geschehe."

„Nun zu guter Letzt noch etwas über Eure zukünftige Einnahme. Ich will nicht, daß die Frau meines Neffen für andere Leute arbeitet, hörst Du, ich will es nicht! Hundert Gulden sollt Ihr monatlich von mir erhalten, Margarethe wird sie Euch am Ersten jeden Monats im Voraus auszahlen; da Du keine Miethe zu entrichten hast, wird das ausreichen, behaglich davon zu leben. Das ist Alles, was ich Dir zu sagen habe, nun kein Wort mehr darüber . . . Wenn Du hier ganze Tage bei einem kranken alten Manne sitzest, kannst Du Deine eignen Angelegenheiten nicht fördern, andere Pflichten rufen Dich fortan. Mir wirst Du es nicht eingestehn wollen, aber ich weiß es doch, Dein Herz ist in Blekhout. Natürlich, Du mußt ja mit Deiner Braut und ihren Eltern tausend Dinge betreffs Deiner Hochzeit und häuslichen Einrichtung berathen, mußt mit ihnen jubeln und jauchzen über meine unverhoffte Einwilligung, es gibt für Dich kein Glück, keine Ruhe mehr als in Blekhout. Nein,

nein, leugnen hilft Dir nicht; selbst während Du hier neben mir sitzest, ist Dein Geist abwesend."

„Ich gestehe, Onkel, daß ich heute gern nach Blekhout ginge," antwortete ich, „doch werde ich warten, bis Du nach dem Essen Dein Mittagschläfchen hältst."

„Nein, das will ich nicht; ich unterwerfe mich der Vernunft und der Nothwendigkeit, thu' Du dasselbe. Geh' jetzt sofort nach Blekhout, widersprich mir nicht, ich wünsche es, und bleib' so lange, wie Du Lust hast, ich werde darum nicht trauriger sein, der schwere Schlag ist nun doch einmal gefallen... Sag' Margarethe, daß sie Acht hat, wenn ich schelle und mach, daß Du fortkommst ... Donnerwetter, willst Du mir folgen oder nicht?!"

Wiewohl scheinbar nur widerstrebend gehorchend, war ich ihm doch sehr dankbar für seinen Befehl, in dem ich einen Beweis seines gütigen Herzens erkannte. Ja und ich war auch froh, nach Blekhout zu gehn, — wie konnte es wohl anders sein? Seit dem Augenblick, wo Ohm Jan seine Zustimmung gegeben, hatte ich noch kein einziges Wort mit Helene gesprochen, sie selbst kaum angesehn. Sobald ich also Margarethe gebeten, auf des Onkels Schelle zu achten, eilte ich wie im Fluge dem Schulhause zu.

Es wäre unnütz, die Freude Helenens und ihrer Eltern zu beschreiben. Ich erklärte ihnen, daß ich mit meiner lieben Frau das Höfchen bewohnten sollte; es ließ sich mit geringer Mühe behaglich einrichten, auch gehörte ein großer Garten dazu, in dem ich, Helenen zur Freude, die schönsten und seltsamsten Blumen ziehen wollte; hundert Gulden erhielten wir monatlich, damit konnte man sich schon etwas erlauben.

Helene gestand, daß sie gehofft hätte, mit mir in Herrn Rohbecks Hause wohnen zu dürfen, nicht weil das Leben dort behaglicher oder angenehmer für sie gewesen wäre, sondern weil sie aus Dankbarkeit sich gern ganz meinem kranken Onkel weihen wolle.

Ich nahm hieraus Gelegenheit, eingehend über seine Eigenthümlichkeiten zu sprechen. Meine Schwiegereltern wußten so gut wie beinah alle Bewohner Vissegheims, daß er sonderbare Launen hatte und daß sein Verhalten nicht immer

zu erklären sei; doch trat ich mit solchem Eifer für ihn ein und sprach mit so entschiedener Ueberzeugung, daß es mir gelang, auch meine Zuhörer für ihn zu gewinnen und daß Helene versprach, es sich nicht zu Herzen nehmen zu wollen, wenn er ihr scheinbar auch noch so unfreundlich begegnen sollte.

Wir begannen dann, über unsere Hochzeitsfeier und zukünftige Einrichtung, über die Anlage des Gartens und tausend kleine Einzelheiten zu plaudern und vergaßen darüber die ganze Welt, so daß Frau Menden nicht einmal daran dachte, für das Mittagmahl zu sorgen. Um halb ein Uhr fiel es endlich dem Lehrer ein, uns zu erinnern, wie schnell die Zeit vergangen sei. Ich verabschiedete mich eilig unter dem Versprechen, gegen Abend noch einmal wiederzukommen, falls Ohm Jan mich dann entbehren könne.

Am folgenden Morgen ging es ihm bedeutend besser, doch sagte er uns, daß ihm ein heftiger Gichtanfall bevorstehe, er wisse es ganz gewiß, sein Gefühl könne ihn darin nicht täuschen.

Und in der That, wenige Tage später schwollen seine beiden Füße. Trotz seiner Schmerzen wollte er nicht im Bette bleiben, und als wir ihn mit großer Mühe in seinen Sessel gehoben hatten, lag er bewegungslos da; sein Kopf war vollständig klar, doch schien er von einer tiefen Traurigkeit befallen zu sein; am meisten wunderte es mich, daß er mit keinem Worte meiner Heirath erwähnte, auch nicht die leiseste Anspielung darauf machte.

Wichtige politische Ereignisse fesselten jetzt wieder die allgemeine Aufmerksamkeit. Der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich war erklärt, an unseren Grenzen mußten aller Wahrscheinlichkeit nach die feindlichen Heere auf einanderstoßen. Alle naheliegenden Dörfer, mithin auch Visseghem waren vom Verderben bedroht, Jeder zitterte für sein Leben.

Ich war niedergeschlagen und voll Sorge; wer durfte sicher sein, daß der nächste Tag nicht unsägliches Elend bringen würde? Und meine Heirath? Konnten unvorhergesehne Zwischenfälle sie nicht weit hinausschieben oder gar gänzlich verhindern? Wie ein schwerer Druck lastete diese Furcht auf meinem Herzen.

Ganz anders Ohm Jan; er schien unbegreiflicher Weise neu aufzuleben, war heiter und aufgeräumt trotz seiner Schmerzen, lachte oder machte wie vormals seine groben Ausfälle gegen uns. Er leugnete nicht, daß die Aussicht auf einen blutigen, schrecklichen Krieg ihn erfreue; — was konnte er sich davon versprechen?

Kaum zwei Tage nach dem Verlauten der ersten Nachrichten rückten aus dem Innern des Landes die österreichischen Truppen massenweise an die Grenzen und Vissegheim wurde so damit angefüllt, daß auch die ärmsten Hütten sich ihnen öffnen mußten. Wir bekamen noch zwei Officiere und zehn Soldaten zu denen, die wir bereits hatten; in Mendens Schule standen zwanzig Pferde.

Wiewohl wir noch eine Arbeitsfrau zu Hülfe nahmen, war Margarethe von dem Lärm der wüsten Soldaten und von der übermäßigen Anstrengung, sie zu bedienen, gänzlich erschöpft; auch ich mußte den ganzen Tag von der Küche in den Keller, vom Keller in die verschiedenen Zimmer und Räume laufen, um auf Ohm Jan's Befehl Wein für die anspruchsvollen Gäste herbeizuschleppen.

Von Vorbereitungen zur Hochzeit konnte natürlich jetzt keine Rede mehr sein. Wie aufgeschickt mein Onkel mit der Anwesenheit der rauhen Krieger scheinen mochte, ich haßte sie von Grund meiner Seele und sah in ihnen die Urheber meiner Sorgen und meines Kummers.

Glücklicher Weise trat indessen schon bald eine Aenderung ein. Eines Morgens, vor Sonnenaufgang, wurden die Trommeln gerührt, die Hörner geblasen, das Dorf hallte wieder von den Kommandoworten der Officiere und dem Wiehern der ungeduldigen Pferde, die Geschütze rasselten durch die Straßen, daß die Häuser erzitterten, die Kriegslieder der ausmarschierenden Soldaten erfüllten die Luft. Der Feind war an der Grenze, die Schlacht stand bevor.

In der That hörten wir den Tag hindurch aus einer Entfernung von vielleicht zwei Stunden anhaltenden Kanonendonner und mit dem Abend kam die Nachricht, daß das französische Heer geschlagen sei und die Oesterreicher, in seiner Verfolgung, sich gen Doornik gewendet hätten.

Bei uns in Visseghem blieb kein einziger Soldat.

Als die beruhigende Ueberzeugung sich verbreitethatte, daß Dank dem Siege des kaiserlichen Heeres ein Ueberfall der Franzosen nicht mehr zu befürchten sei, gingen die Angelegenheiten in unserem Dorfe wieder ihren alten Gang. Ich jubelte über den unerwartet glücklichen Ausgang, welcher der Verwirklichung meiner heißesten Wünsche so günstig war. Ohm Jan hingegen wurde wieder schweigsam und traurig und zeigte sich so niedergeschlagen und matt, daß Margarethe ohne sein Vorwissen den Arzt kommen ließ.

Wie unwillig und bitter der Patient ihn auch empfing, der Arzt untersuchte dennoch seinen Puls, seine Zunge und Brust und versicherte uns endlich lachend, daß ihm außer der Gicht nicht das Mindeste fehle.

Auf ausdrücklichen Befehl Ohm Jan's wurden die Vorbereitungen zu meiner Hochzeit inzwischen mit Eifer fortgesetzt. Ich lief jeden Tag wiederholt nach Blekhout, brachte häufig zwei oder drei Stunden in der Gesellschaft Helenens und ihrer Eltern zu und war im Ganzen mehr abwesend als zu Haus. Wohl machte ich mir mitunter Vorwürfe, daß ich mich auf diese Weise zur Pflichtversäumniß gegen meinen Onkel verleiten ließ, doch er selbst wollte es ja nicht anders und an treuer Sorgfalt und Pflege ging ihm darum nichts ab, denn Margarethe ersetzte mit der größten Aufopferung meine Stelle. Ungeachtet ihres Mißtrauens gestattete sie selbst dem Nelis Sprinkhahn, von Zeit zu Zeit mit Ohm Jan allein zu bleiben, in der Hoffnung, daß es dem alten Herrn angenehm sein könnte, wie vormals gegen den Knecht zu poltern und seiner Ungeduld dadurch Luft zu machen.

Doch nichts war im Stande, Ohm Jan aus seiner gedrückten Stimmung aufzuwecken; ungeachtet unserer vereinten Bemühungen saß er stundenlang in stummem Nachsinnen da, den Kopf tief auf die Brust gesenkt. Barsch sprechen, rauhe Ausdrücke gebrauchen that er gar nicht mehr, alles, was er sagte, war sanft und freundlich.

Welcher Art konnten die traurigen Gedanken sein, deren Gewicht ihn niederbeugte? Etwa meine Heirath? Doch er sprach ja nie davon, als um sie möglichst zu beschleunigen.

So nahte denn der große Tag heran, morgen schon sollte ich auf immer mit Helene vereinigt werden. Nach der kirchlichen Feier wollte Ohm Jan meine Frau empfangen, jedoch nur auf wenige Augenblicke; er gab mir zu verstehn, daß ich klug handeln würde, mich mit Helene bald wieder zu entfernen, wollte ich ihr den Schmerz sparen, den Besuch durch ihn plötzlich abgekürzt zu sehn.

Ohm Jan hatte mir befohlen, mit meiner jungen Frau eine vierzehntägige Vergnügungsreise nach Paris oder Brüssel zu machen, das sei so Brauch, sagte er, und er wolle nicht, daß ich seinetwegen mein oder Helenens Behagen opfern solle. Nach langem Bitten erhielt ich endlich die Erlaubniß, schon nach zehn Tagen heimzukehren.

Am folgenden Morgen um zehn Uhr stand ich neben meiner Braut am Altare und der Segen des Priesters verband uns auf ewig.

Ich hatte jetzt das Ziel meiner Wünsche, den Gipfel meines Glückes erreicht. In ihrem weißen Brautkleide, den Myrrthenkranz in den schwarzen Locken, das Lächeln der Liebe und Dankbarkeit in ihren großen glänzenden Augen erschien Helene mir so bezaubernd schön, daß ich mich immer fragen mußte, ob ich nicht träume. War es denn wirklich möglich? Ich ein Krüppel mit verstümmelter Hand, der stets in der Ueberzeugung gelebt hatte, daß an Liebe für mich nicht zu denken sei, ich wurde geliebt, heiß geliebt von diesem engelgleichen Wesen. Sie war meine Braut, mein Eigen für immer!

Ueber ausgebreiteten Teppichen, über Blumen und Laub, durch die Reihen der jubelnden Dorfbewohner begaben wir uns zu dem Hause meines Onkels und wurden von Margarethe zu ihm hinaufgeführt.

Ich hatte Helenen begreiflich gemacht, daß sie in Ohm Jan's Gegenwart sich sehr ruhig verhalten und weder Freude noch Dankbarkeit an den Tag legen müsse, und sie hatte versprochen, meinen Rath zu befolgen.

Als wir in das Zimmer traten, sahn wir ihn in seinem großen Lehnstuhl am Tische sitzen; vor ihm stand ein Präsentirteller mit einigen Gläsern Morgenwein. Wir näherten

uns still, er betrachtete Helene mit einem eigenthümlichen Blick, ihre außerordentliche Schönheit mußte ihn bewegen, ich glaubte eine Thräne in seinem Auge schimmern zu sehn, doch warf er heftig den Kopf auf, wie um diesen Eindruck von sich abzuschütteln und sagte zu Helene gewendet:

„Komm her, mein Kind, gib mir Dein weiches Händchen, daß ich es in meine rauhe Pfote nehme. Du bist nun Frau Rohbeck, nicht wahr? Ich sollte Dir zürnen, denn wenn Du mir auch einmal das Leben gerettet hast, so nimmst Du mir dafür jetzt Etwas, worauf ich noch größeren Werth legte. Doch Du bist nicht Schuld daran . . . Hier, nimm dieses Glas, ich will auf Deine Gesundheit anstoßen . . . zum ersten und wohl auch zum letzten Mal, denn ich fühle, daß ich nicht lange mehr leben werde.“

Helene wollte ihn unterbrechen, doch gab ich ihr durch Zeichen zu verstehn, daß sie dadurch eine große Unvorsichtigkeit begehen würde.

„Dieses Glas also zu Deiner Ehre und auf Dein Wohl,“ fuhr er fort, „mögest Du in demselben Maße das Glück genießen als es mich schmerzt, es zu verlieren . . . .“

Die Stimme versagte ihm, zwei große Thränen rollten über seine Wangen.

Helene konnte ihre Rührung nicht länger beherrschen, sie fiel ihm um den Hals, drückte ihn fest an sich und flüsterte alle die Worte des Trostes und der Liebe, welche ihr dankbares Herz ihr eingab.

Dieser Erguß aber, weit entfernt Ohm Jan zu beruhigen, schien ihn vielmehr zu verdrießen; er wehrte Helene von sich ab und brummte, uns mit funkelnden Blicken betrachtend:

„Genug! Verschont einen kranken Greis; oder wollt Ihr mir einen Schlag zuziehn? Geht nun fort, laßt mich allein. Lebt wohl, glückliche Reise.“

Weinend gingen wir die Treppe hinab; das war ein trauriger Anfang! Andrerseits aber war unser Glück so groß, und ich machte so viele Gründe geltend, um meiner jungen Frau die Sache in günstigerem Lichte darzustellen, daß ihre Betrübniß größtentheils geschwunden war, als wir den Post-

wagen heranrasseln hörten, der uns in rascher Fahrt über Kortryk nach Gent bringen sollte.

Wir umarmten unsere Eltern, Helene vergoß noch einige Thränen in den Armen ihrer Mutter und nahm dann im Wagen neben mir Platz.

Der Postillon stieß in's Horn, die Peitsche knallte und fort waren wir.

XXIV.

Wir blieben zwei Tage in Gent und fuhren dann weiter nach Brüssel. Unsere Hochzeitsreise wurde getrübt durch die Erinnerung an den traurigen Abschied von meinem Onkel; es war uns ein unerschöpflicher Quell der Betrübniß, glauben zu müssen, daß unsere Heirath der einzige Grund seines Kummers sei; gleichzeitig beunruhigte uns der Gedanke, er könne während meiner Abwesenheit ernstlich krank werden.

Margarethe wußte zwar, in welchem Gasthof wir absteigen würden und hatte versprochen, bei dem geringsten Anlaß zur Sorge sofort zu schreiben, dennoch konnten wir uns ernster Befürchtungen nicht erwehren.

Um diesen peinlichen Zustand so viel als möglich abzukürzen beschlossen wir, nur vier oder fünf Tage in Brüssel zuzubringen und dann heimzukehren. Jetzt erst, nachdem dieser Entschluß gefaßt war, fühlten wir uns aufgelegt, die prächtigen Kirchen und herrlichen Denkmäler der Stadt in Augenschein zu nehmen.

Am dritten Tage ging ich, Helene am Arm führend, unter den hohen Bäumen des Brüsseler Parkes, die ihr erstes Laub in den warmen Sonnenstrahlen entfalteten. Das Wetter war köstlich, tausende von Menschen, durch den milden Frühlingstag in's Freie gelockt, lustwandelten wie wir in den breiten Alleen.

Ich muß gestehn, in diesem Augenblick hatte ich meinen Onkel gänzlich vergessen; ein Gefühl stolzer Freude erfüllte mich, ich bemerkte wie die Vorübergehenden Helene bewundernd ansahn, ich las in ihren Zügen den Ausruf: „Wie schön ist sie!“ — Und sie, deren Lieblichkeit die allgemeine

Bewunderung erregte, sie war mein, mich liebte sie, mir gehörte sie an als unzertrennliche Gefährtin meines Lebens!

Während ich von diesem beseligenden Gefühl durchdrungen inmitten der buntbewegten Menge der Spaziergänger meines Weges schritt, gewahrte ich plötzlich einen Diener aus unserm Gasthof, der mir schon von fern durch ein Zeichen zu verstehn gab, daß er einen Brief an mich abzugeben habe. Helene und ich erbleichten gleichzeitig, wir fühlten beide, daß eine schlimme Nachricht uns erwarte.

Der Diener sagte uns, daß das Schreiben vor zwei Stunden bereits von der Post, als sofort abzugeben, eingetroffen sei, daß er eben so lange die Straßen Brüssels durchlaufen habe um uns zu finden. Mit einem guten Trinkgeld entließ ich ihn und erbrach dann das Siegel; der Brief lautete folgendermaßen:

„Lieber Vetter."

„Ohm Jan hat gestern einen Schlaganfall gehabt; der Doktor, der ihn stark zu Ader ließ, versichert, daß keine weiteren Folgen zu befürchten stehn, wenigstens vorläufig nicht, und in der That hat sich der Kranke dergestalt erholt, daß man sagen sollte, es fehlte ihm nichts. Vielleicht thäte ich besser, Deine Hochzeitsreise nicht durch diese beunruhigende Nachricht zu stören, doch bin ich voll Kummer und Sorge und halte es für meine Pflicht, Dich unserer Verabredung gemäß sofort zu benachrichtigen. Du mußt nun selbst beurtheilen, ob es nicht besser ist, gleich heimzukehren. Nelis Sprinkhahn ist an Allem Schuld, er hat den Onkel so geärgert und aufgeregt, daß der arme alte Mann beinah darüber zu Grunde gegangen ist. — Doch da ruft er mich, ich kann nicht weiter schreiben, wenn Du wieder da bist, hörst Du Alles ausführlich.

Deine Dich liebende Base
Magarethe Rydams."

Unser Entschluß war sogleich gefaßt; wir eilten so rasch wir konnten in den Gasthof zurück, bestellten eine Extrapost und traten noch in derselben Stunde die Heimreise an.

Unglücklicher Weise brach der Abend bald herein, und hat-

ten wir unterwegs mancherlei Aufenthalt; wir fuhren über Aalst, Oudenverde und Kortryk. Bei aller Eile, die wir aufwendeten, war es doch bereits nach Mittag, als wir am folgenden Tage uns Vissegbem näherten.

Ich setzte meine Frau an der Wohnung ihrer Eltern ab und ließ mich bis in die Nähe des Marktes fahren, wo ich ausstieg, damit das Gerassel der Postkutsche den Onkel nicht in seinem Mittagsschläfchen störe.

Magarethe öffnete mir die Hausthür.

„Nein, nein, Vetter, sei unbesorgt", antwortete sie auf meine hastigen Fragen, „der Anfall, wie beunruhigend er auch schien, hat keine üblen Folgen hinterlassen. Ohm Jan ist gänzlich hergestellt, und wäre das Fußübel nicht, so würde ich sagen, es geht ihm besser als vorher. Nach alter Gewohnheit schläft er jetzt ganz ruhig; — doch komm in das Wohnzimmer, er möchte sonst geweckt werden und Du weißt, das kann er nicht vertragen."

Ich folgte ihr in das Zimmer, sie schloß die Thür und fuhr fort:

„Das soll wohl ein Schrecken gewesen sein! Ich fürchtete, der Onkel würde mir in den Armen sterben, aber Gott sei Dank, jetzt ist Alles wieder gut."

„Und Nelis Sprinkhahn war Schuld daran?" fragte ich.

„Ja, Du zweifeltest zuweilen, ob ich Grund hätte, dem listigen Burschen zu mißtrauen! Er ist ein durchtriebener Heuchler, ein Schelm, ein Verräther, der Anhänglichkeit an seinen Herrn zur Schau trug, aber nicht anstand, den alten Mann in Lebensgefahr zu bringen, um sein verächtliches Ziel zu erreichen. Ich habe es Dir ja immer gesagt, Nelis Sprinkhahn will im Testamente stehn, nicht mit wenig, sondern mit vielen tausend Kronen."

Ich sah sie erstaunt und ungläubig an.

„Es ist wie ich Dir sage", versicherte sie eifrig, „laß mich Dir den ganzen Hergang erzählen. In der Hoffnung, daß es Ohm Jan angenehm sein möchte, wieder durch Sprinckhahn bedient zu werden, ließ ich ihn in Deiner Stube schlafen, jedoch unter der Bedingung, daß er seinem Herrn nie von Testament und Erbschaft reden dürfe. Er versprach es

zwar, aber von vorn herein mit der Absicht, mein Vertrauen zu mißbrauchen.

„Du warst etwa zwei Tage fort, da ging ich eines Nachmittags in das Dorf, um einige Einkäufe zu machen und ließ Nelis Sprinkhahn mit dem Onkel allein. Als ich zurückkam, trat ich geräuschlos durch das Gartenthor ein und hörte gleich bei dem ersten Schritt in's Haus die Stimme des Knechtes ertönen, der dann in kurzen Zwischenpausen die des Onkels antwortete, der Wortwechsel wurde in der heftigsten Weise geführt. Leise schlich ich die Treppe hinauf bis vor die Zimmerthür, die zum Glück nicht ganz geschlossen war. Vor Entrüstung sträubten sich meine Haare, doch hielt ich mich still, um genau zu wissen was geschah.“

„Nelis Sprinkhahn stieß die furchtbarsten Schimpfwörter und Vorwürfe gegen seinen alten Herrn aus, er drohte selbst, ihn zu schlagen, wenn er nicht in seinem Testamente — ich weiß nicht wie viele tausend Kronen — für ihn aussetzen wolle. Plötzlich hörte ich einen lauten Hilferuf und rasch eintretend sah ich wie der böse Sprinkhahn unsern Onkel an den Schultern festhielt und gewaltsam hin und her schüttelte.“

„Ich wollte sogleich den Gemeindevorsteher benachrichtigen und den schändlichen Knecht in's Gefängniß bringen lassen, doch Ohm Jan verbot mir, die Sache an die Oeffentlichkeit zu bringen; Nelis sollte augenblicklich ausziehn und sich nie wieder vor ihm sehn lassen, jede andere Strafe wollte der Onkel ihm schenken, schon aus Mitleiden mit seiner lahmen Schwester. Willst Du es glauben: er befahl mir sogar, dem nichtsnutzigen Menschen noch fünfzig Kronen auszuzahlen.“

„Selbigen Tages noch nahm ich einen anderen Knecht in's Haus; er ist ein alter Schafhirt von einem unserer Höfe, ein einfacher Mann Namens Bruno Taffelinx, von dem wir nichts zu befürchten haben. Du wirst ihn sogleich sehn, er sitzt oben beim Onkel.“

Was gibt es doch für böse Menschen in der Welt,“ seufzte ich, „wer hätte so Etwas von Nelis Sprinkhahn gedacht; er muß ja ganz von Sinnen gewesen sein, in seiner blinden Geldgier! — Und dann ist unser armer Onkel, von der

abscheulichen Undankbarkeit seines langjährigen Dieners auf's schmerzlichste betroffen, in Ohnmacht gefallen?“

„Nicht sogleich, Vetter; erst gegen Abend. Den ganzen Nachmittag saß er still in seinem Sessel, den Kopf auf die Hände gestützt, die Augen auf den Boden gerichtet. Ich wollte den Docter rufen, doch er verbot es mir. Als ich hinunter mußte, das Abendssen zu bereiten, ließ ich Bruno beim Onkel zurück. Da höre ich plötzlich einen Schrei, einen Fall! Ich laufe hinauf und sehe Ohm Jan auf dem Fußboden neben seinem Sessel liegen.

„Entsetzt stand ich da, doch verlor ich keinen Augenblick. In weniger als zwei Minuten lag Ohm Jan in seinem Bette, während Bruno die Treppe hinunterflog, um den Arzt zu holen. Ich wusch dem Kranken den Puls und die Schläfen mit kaltem Wasser und als der Doctor eintrat hatte er die Augen bereits wieder geöffnet, schien sich überhaupt ziemlich wohl zu fühlen. Nichtsdestoweniger hielt der Arzt einen Aderlaß für nothwendig, der dann auch so günstig wirkte, daß Ohm Jan eine halbe Stunde später durchaus aufstehn wollte und mich zwang, ihm in seinen Sessel zu helfen. Gegenwärtig ist nun nichts mehr an ihm wahrzunehmen als die Traurigkeit, welche er schon vor Deiner Hochzeit an den Tag legte.“

„Dennoch bin ich nicht beruhigt, Margarethe; ein Schlaganfall wiederholt sich nur zu leicht.“

„Sogleich sollst Du ihn sehn, und dann wird Deine Sorge schwinden. Vorher will ich Dir indeß eine überaus wichtige Nachricht mittheilen: Der Onkel hat sein Testament gemacht und es mir zu bewahren gegeben.“

„Sein Testament! O Gott!“ rief ich, „glaubt er denn, daß es mit ihm zu Ende geht?“

„Nein, davon ist gar keine Rede, Felix, aber Alles ist möglich, nicht wahr, und darum soll man bei Zeiten die nöthige Vorsorge treffen.

Der Versuch des Nelis Sprinkhahn war mir ein neuer Antrieb, kurz, in einem Augenblick, wo Ohm Jan ziemlich wohlgemuth aussah, erinnerte ich ihn an sein Versprechen; er sah ein, daß ich Recht hatte und schrieb vor meinen Augen das Testament, das ich Dir jetzt zeigen werde.“

Sie zog einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete einen Schrank und überreichte mir ein Blatt Papier, während sie jubelnd sagte:

„Es ist in der besten Ordnung, Felix, von Ohm eigenhändig geschrieben und unterzeichnet. Ich bekomme die versprochenen zehn tausend Kronen, er wollte mir noch mehr geben, doch das lehnte ich ab. Der Kirche hinterläßt er tausend, den Armen zweitausend, und Jedem meiner dreizehn Vettern und Basen achthundertundfünfzig Kronen, alles Uebrige ist für Dich, sicher mehr als zwanzigtausend Kronen."

Wiewohl die Erbschaft mir in diesem Augenblicke vollkommen gleichgültig war, glaubte ich doch meiner Base danken zu müssen. Eben jetzt hörten wir die Schelle, der Onkel war erwacht, ich eilte zu ihm.

„Kein Wort von dem Testament," flüsterte Margarethe mir noch zu, „ich fürchte zwar nicht, daß er seine Absicht noch ändern könnte, aber es ist immerhin besser, ihn ganz in Ruhe zu lassen."

Als ich in das Zimmer trat, blickte der Onkel mich an mit einem seltsamen Lächeln, meine Heimkehr schien ihm angenehm zu sein. Ich sprach ihm mein Bedauern über den Unfall, der ihn betroffen, meine Freude über seine Herstellung aus; jetzt wäre Alles wieder gut, schloß ich, der Himmel würde ihn zu unserm Glück uns noch lange erhalten.

Er hörte mich schweigend an, zuckte nur hin und wieder die Achseln; als ich dann aber meiner Entrüstung über die schändliche Bosheit Nelis Sprinkhahns Luft machte, sagte er mit demselben eigenthümlichen Lächeln:

„Ja, es ist ein Unglück, daß man keinem Menschen mehr trauen darf. Nelis Sprinkhahn ist nicht schlimmer wie Andere, selbst die unschuldigsten, scheinbar reinsten Seelen strotzen von Undankbarkeit."

Seine Worte machten mich zittern, denn ich glaubte er spiele auf meine Heirath an. Mit bewegter Stimme suchte ich ihn zu überzeugen, daß meine Anhänglichkeit und Dankbarkeit dieselbe geblieben sei, versicherte, daß ich nie im Leben vergessen würde, was er für mich und meine Eltern gethan.

Hin und wieder unterbrach er mich durch einen scherzenden Ausruf oder durch ein hingeworfenes Wort, das mich durch

den ungläubigen, gleichgültigen Ton, in dem es ausgesprochen wurde, tief betrübte. Doch was ich auch vorbringen mochte, um sein Herz zu rühren, er hörte mir still lächelnd zu und ließ mich allein weiter sprechen, bis ich endlich, nicht mehr wissend, was ich sagen sollte, am Tische auf einen Stuhl sank und das Gesicht in die Hände legte, um die Thränen zu verbergen, die sich nicht länger zurückhalten ließen.

Nach einer Weile sagte Ohm Jan mit einer gewissen Freundlichkeit:

„Komm, Felix, laß uns an alle diese trüben Dinge nicht mehr denken. Der Mensch hat sich nicht selbst geschaffen, und was immer sein Schicksal sei, er muß es geduldig ertragen. Geh jetzt nach Haus; am Tage der Heimkehr darfst Du Deine Frau nicht allein lassen. Ich befinde mich sehr wohl und bedarf Deiner nicht!

Ich klagte bitter über seine Kälte und bat ihn mir zu erlauben, den größten Theil des Tages wie vormals bei ihm zuzubringen.

Wiederholt noch suchte er, mich zum Fortgehn zu bewegen, da er aber sah, daß ich ihm darin nicht gehorchte, gab er endlich nach.

„In Gottes Namen denn, so bleib'," sagte er, „ich habe im Grunde auch nichts dagegen. Das viele Sprechen ermüdet mich aber, wir müssen sehn, wie wir die Zeit auf andere Weise hinbringen. Seit einigen Tagen habe ich keine Zeitung mehr gesehn, Du kannst mir das Wichtigste daraus vorlesen."

Erfreut durch diesen Befehl, in dem ich einen günstigen Wechsel seiner Stimmung mir gegenüber zu erkennen glaubte, holte ich eiligst die vier oder fünf Blätter herbei, die auf der Fensterbank lagen und begann zu lesen.

Zwischen vielerlei unbedeutenden Nachrichten fanden sich glücklicher Weise auch einzelne, die meinen Onkel sehr zu interessiren schienen.

Im gesetzgebenden Körper von Frankreich beschäftigte man sich vielfach mit dem Sclavenaufstand, welcher zu Ende des vergangenen Jahres die Insel St. Domingo mit Feuer und Blut überzogen hatte; die Beschreibungen der Redner brachten solch' furchtbare Einzelheiten von der Grausamkeit der

Neger zu Tage, daß man nicht ohne Schaudern den Bericht verfolgen konnte.

Als dieses Thema erschöpft war, verweilten wir vorwiegend bei dem furchtbaren Eindruck, den die Niederlage des französischen Heeres auf das pariser Volk hervorgebracht hatte. Eine wahre Wuth herrschte, man beschuldigte die Generäle, die Edelleute und vor allen den König des Verrathes, des Einverständnisses mit dem Feinde. Von nun an konnte man mit Sicherheit den Fall des Thrones, das Ausrufen der Republik vorhersehn.

Ohm Jan unterbrach mich häufig, um seine Ansicht auszusprechen, hin und wieder fragte er mich auch, was ich von der Sache hielte und wir verwickelten uns dann in ein langes Gespräch. Ich fühlte mich ganz getröstet und glücklich, gewiß hatte ich mich vorhin getäuscht, meine Furcht war unbegründet gewesen; Ohm Jan, dessen war ich gewiß, würde mir allmählich ganz seine Liebe wiederschenken.

So vergingen die Stunden und der Abend war nicht mehr fern, als ich das letzte Zeitungsblatt auf die Seite legte.

Er befahl mir nun ernstlich, nach Haus zu gehn; wußte er doch, daß meine Frau in Blekhout war und daß ich sie dort abholen mußte, um sie nach dem Höfchen, unserer neuen Wohnung zu führen. Es schien ihm, sagte er, ungeziemend und selbst grausam, daß ich sie, ihm zu Gefallen, so lange warten ließ, ich solle darum nur gehn und auch morgen bei ihr bleiben . . . Wollte ich indessen hier und da ein Stündchen bei ihm zubringen, so habe er nichts dawider.

Ich sagte, daß ich morgen früh schon vor sieben Uhr sein Erwachen erwarten würde und drückte ihm zum Abschied herzlich die Hand, auf die Gefahr hin, ihn zu erzürnen. Doch er ließ mich gewähren, ohne die mindeste Ungeduld an den Tag zu legen, und frohen Herzens lief ich nach Blekhout.

XXV.

Hier konnte ich mich der Verpflichtung nicht entziehn, noch eine Weile mit Helenens Eltern zu plaudern, selbst an ihrem bescheidenen Abendmahl mußte ich Theil nehmen und erst eine gute Stunde später traf ich mit meiner Frau auf dem Höfchen ein, das während unserer Abwesenheit von einem Taglöhner meines Onkels bewacht worden war.

Wir verabschiedeten den Mann und nahmen Besitz von unserer neuen Wohnung.

Nachdem wir die Lampen angezündet hatten, besahn wir noch einmal alle Räume und die hübschen Sachen, mit denen sie ausgestattet waren und setzten uns dann in unserm behaglichen Wohnstübchen an den Tisch. Ich erzählte Helene, wie freundlich der Onkel sich mir erwiesen hatte, sprach ihr auch von dem in Margarethens Händen befindlichen Testamente und sie ermunterte mich, nicht nachzulassen in meiner Opferwilligkeit, sollte sie darüber auch den größten Theil des Tages allein bleiben müssen; die Zeit würde ihr schon nicht lang fallen, das wohnliche Heim biete zu vielerlei Beschäftigung, sei es in Haus oder Garten, um der Langeweile Raum zu geben.

Indem wir so bei einander saßen und uns die Zukunft in den hellsten Farben ausmalten, bemerkten wir kaum wie die Stunden verflogen, bis endlich die große Wanduhr zehn schlug und uns mahnte, nach den Ermüdungen der Reise die Ruhe zu suchen. Sorgfältig schlossen wir die Thüren und nahmen die Lampe, um uns in unser Schlafzimmer zu begeben, als mit einem Male so heftig gegen die Hausthür gepocht wurde, daß wir erschreckt zusammenfuhren. Ich er-

kannte alsbald die Stimme Brunos, des neuen Knechtes und lief hin, ihm zu öffnen, Helene folgte mir.

„Ach Herr Felix," rief Bruno eintretend, indem er sich den Schweiß von der Stirn trocknete, „Sie müssen sogleich kommen, der Schlaganfall hat sich wiederholt, vielleicht ist Herr Rohbeck schon todt!"

„Großer Gott, ist es möglich!" rief ich aus, „mein guter Onkel todt!'

„Noch wohl nicht," antwortete er, „aber es sieht doch schlimm mit ihm aus."

„So komm, Helene, rasch, laß uns laufen!" rief ich, und ohne selbst die Thür zu schließen eilten wir dem Dorfe zu.

Unterwegs erfuhr ich aus den abgerissenen Mittheilungen des Knechtes, daß Ohm Jan, der an diesem Abend besonders gut aufgelegt geschienen, wohl etwas zu viel gegessen und getrunken haben müsse; in dem Augenblick, wo er sich dann schlafen legen wollte, war er besinnungslos zusammengebrochen. Sie hatten ihn auf sein Bett gelegt und Margarethe ihm den Kopf und die Hände mit kaltem Wasser gewaschen, in der Hoffnung, ihn wie das erste Mal aus dem beängstigeuden Zustande zu wecken, doch hatte sie an dem Röcheln der Brust und einigen anderen Kennzeichen bald bemerkt, daß sie einen Sterbenden vor sich sah, worauf sie Bruno zum Arzt, zum Pastor und zu mir gesendet. Eine Stunde mochte etwa verflossen sein, seit der Onkel gefallen war.

Ich hörte kaum, was der Knecht erzählte und trieb nur unaufhörlich Helene zur Eile an, selbst getrieben von der Angst, zu spät zu kommen und den Onkel nicht mehr am Leben zu finden.

Als wir den Markt erreichten sahen wir schon von fern Fackellicht vor Ohm Jan's Hausthür; der Priester war gekommen, ihm den Trost der Kirche zu bringen; im Hausflur befanden sich etwa zehn Dorfbewohner, Männer und Frauen, die beim Anblick meines blassen, verzweifelten Gesichtes in laute Klagen ausbrachen.

Margarethe stand weinend am Fuß der Treppe, sie hielt mich zurück, als ich an ihr vorüberstürzen wollte; der Geistliche sei oben, um dem Onkel wo möglich die letzte Beicht

zu hören, Niemand dürfe so lange in's Zimmer. Trotz ihres eignen Schmerzes suchte sie mich noch zu trösten und mir Muth einzuflößen. Der Doctor, sagte sie, habe dem Kranken wieder die Ader geöffnet und wenn auch wenig Blut gekommen sei, so habe das Mittel doch in so fern günstig gewirkt, als der Onkel sich einigermaßen erholt, selbst einige Worte gesprochen habe. Vielleicht schenkte der Himmel ihn uns noch einmal wieder, wir müßten das Beste hoffen.

Jetzt kam der Pastor die Treppe hinunter; ich wagte nicht, ihn anzureden doch er las in meinen Augen die ängstliche Frage nnd schüttelte so entmuthigend den Kopf, daß mir ein kalter Schauder durch die Glieder fuhr.

Ich eilte mit meiner Frau und Margarethe hinauf, noch Andere, auch der Doctor, folgten.

Ueber das Bett gebeugt küßte ich das bleiche Antlitz meines armen Onkels, ich rief ihn beim Namen, drückte seine Hand, sprach ihm von Hoffnung auf Genesung, — umsonst, er lag bewegungslos da, er hörte mich nicht. Das Röcheln seiner beklemmten Brust, der gläserne Ausdruck der halbgeöffneten Augen, das krampfhafte Zittern der aschgrauen Wangen brachte mich fast zur Verzweiflung. Ach, er lag in den letzten Zügen, er starb ohne mich erkannt zu haben.

Helene und Margarethe waren inzwischen dem Arzte bei der Anwendung der letzten Mittel behülflich; sie erneuerten die kalten Umschläge auf dem Kopf des Kranken, legten Senfpflaster an seine Füße und suchten ihm Medicin einzuflößen.

Da fühlte ich plötzlich, wie seine Hand, die ich fest in der meinen hielt, sich bewegte. Ich sah ihn an, er öffnete die Augen, starrte mit düsterm Blick umher und seine Lippen murmelteu verständlich:

„O Felix, Felix, Felix!"

Alle hielten den Athem ein, glaubend daß der Kranke zu sich käme und sprechen wolle; doch er schloß die Augen wieder und regte sich nicht mehr.

„Wie lieb er Sie hat," flüsterte der Doctor mir in's Ohr, „er versucht zu denken und seine Gedanken finden als einzigen Ausdruck Ihren Namen."

Auf mich hatte die Stimme meines sterbenden Onkels einen ganz anderen Eindruck gemacht, es schien mir ein Ton

des Vorwurfs darin zu liegen, doch die Hoffnung, daß sein Bewußtsein gänzlich wiederkehren, daß er vielleicht genesen würde verscheuchte für den Augenblick diesen schmerzlichen Gedanken.

Plötzlich bewegte er sich mit einer gewissen Kraft, wir stießen einen Freudenschrei aus — aber da kam ein letztes Aufathmen, ein grausenerregendes Gurgeln aus seiner Kehle und die krampfhaft angespannten Glieder sanken schlaff zusammen.

„Er ist bei Gott; beten wir für seine Seele," sagte der Doctor.

Wir sanken auf die Kniee und murmelten schluchzend die Gebete für die Todten.

Die ganze Nacht verbrachten wir wachend und betend. Ich war untröstlich; was Helene und Margarethe vorbringen mochten, um mich aufzurichten, es gelang ihnen nicht.

Nicht der Tod meines Onkels allein war es, der mich so niederbeugte; unaufhörlich tönte mir seine Stimme in den Ohren, die Weise, in der er das „O Felix, Felix, Felix!" ausgesprochen hatte. Meine erschütterte Phantasie vollendete den Satz, welchen er aus Mangel an Kraft nur hatte beginnen können: „O Felix, was hast Du gethan! Ich sagte Dir, daß Deine Heirath mich elend machen würde, und dennoch konntest Du mich verlassen! Du hast mir erbarmungslos den Todesstoß gegeben!"

Aus aller Kraft bekämpfte ich diese schmerzlichen Vorwürfe und suchte mich selbst zu überzeugen, daß sie nur in einer krankhaften Aufregung meiner Nerven fußten. Hatte Ohm Jan denn nicht selbst seine Einwilligung gegeben? War er es nicht, der mich angetrieben, die Vorbereitungen zu der Hochzeit möglichst zu beschleunigen?

Doch alle Versuche, die quälende Vorstellung zu vertreiben, blieben fruchtlos, und ich beugte mich endlich tief unter dem Druck des Gedankens, einen Theil der Schuld an dem verfrühten Tode des Mannes zu tragen, der seit meiner Geburt mein Wohlthäter gewesen war und der mir nun in seinem Testamente ein ansehnliches Vermögen hinterließ.

Ungeachtet ihres aufrichtigen Schmerzes verlor Margarethe nicht den Kopf und begann schon gleich mit Tagesanbruch diejenigen Maßregeln zu treffen, welche durch den Tod Ohm Jan's nothwendig geworden waren. Sie lief zur

Pastorat und ordnete das Begräbniß an, das sehr prächtig werden sollte; zurückgekehrt schrieb sie eilig kurze Briefe an sämmtliche Vettern und Basen, um ihnen das Ableben des Onkels und den Tag seiner Beerdigung anzuzeigen.

Im Sterbehause ließ sie Siegel anlegen und überlieferte dem Gerichtsbeamten die von ihr geführten Bücher, aus denen sich ergab, wie viel baares Geld in der Kasse sein mußte, es war etwas mehr als tausend Kronen; Margarethe wollte nicht allein dadurch beweisen, daß sie keinen einzigen Gulden zurückbehielt, sondern daß sie, als Nichte des verstorbenen Herrn Rohbeck, denselben die ganze Zeit ohne festgesetzten Lohn und nur aus Anhänglichkeit verpflegt hatte.

Dem Richter theilte sie ferner mit, daß der Verstorbene ihr sein Testament anvertraut habe, mit dem Auftrage, es seiner Zeit dem Notar einzuhändigen und auf eine an sie gerichtete Frage erklärte sie ohne Zögern, daß in demselben mir die Hälfte des ganzen Nachlasses zuerkannt sei, während sie selbst zehn tausend Kronen bekäme.

Der Beamte oder sein Schreiber mußten es nicht für nöthig erachtet haben, das Bestehen dieses Testamentes geheim zu halten, denn schon am folgenden Tage waren die zwei Hauptbestimmungen den meisten Leuten bekannt. Was mich angeht so fand man es ganz in der Ordnung, daß ich die Hälfte der Nachlassenschaft erhielt, war ich doch der einzige Verwandte von Seiten des Onkels, aber man nannte es eine infame Erbschleicherei, daß Margarethe zum Nachtheil der übrigen Erben, die meistens arme Leute waren, sich eine so große Summe habe verschreiben lassen.

Margarethe kümmerte sich wenig um das Geschrei und die verleumderischen Beschuldigungen der Leute; gestärkt durch ihr reines Gewissen und das unabänderliche Testament, das sich in ihrem Besitze befand, ging sie ruhig ihren Gang und traf alle Vorbereitungen für die Beerdigung und für die kirchliche Feier, die dieser vorhergehn sollte.

Am dritten Tage waren bereits drei oder vier ihrer Vettern und Basen in Vissceghem angekommen; sie hatte Einen derselben angenommen und seine Vorwürfe und Beschuldigungen mit dem ihr eignen Gleichmuthe angehört, sobald sie aber diesen, nicht ohne Mühe, sich vom Halse und aus

dem Hause geschafft, verbot sie, Jeden, der in Vissieghem fremd sei, einzulassen und postirte selbst zwei kräftige Männer an die Hausthür, um ihrem Worte Nachdruck zu geben.

Gegen Abend begannen die Glocken zu läuten um die Trauerfeier des morgigen Tages zu verkünden; ihr dumpfer Ton drang bis in das abgelegenste Zimmer unserer Wohnung und erfüllte mein Herz mit wehmüthiger Trauer.

XXVI.

Etwas vor zehn Uhr am folgenden Tage waren alle Verwandten, Freunde und Bekannten im Sterbehause versammelt und warteten auf die Geistlichkeit, welche die sterblichen Ueberreste meines Onkels abholen sollte.

Der Notar forderte die Erben auf, nach der Beerdigung hierher zurückzukehren, um der Testamentseröffnung und Vorlesung beizuwohnen.

Endlich betraten die Priester das Haus und stiegen die Treppe hinauf, mit dem Küster und sechs schwarzgekleideten Männern.

Nachdem sie oben einige Gebete verrichtet hatten, trugen die letzteren den schweren Sarg herunter, setzten ihn vor dem Hause auf eine Bahre und bedeckten ihn mit einem schwarzen Tuche.

Der traurige Zug setzte sich in Bewegung; die Pfarrgeistlichen, der Küster und die Chorknaben mit Kreuz und Fahnen schritten, die Bußpsalmen singend, vor dem Sarge her; gleich hinter demselben folgte ich, zwischen meiner Frau und Margarethe, dann unsere Vettern und Basen und endlich die Nachbarn, Freunde und Bekannten.

Mir wankten die Kniee, Helene und Margarethe mußten mich wiederholt stützen, weil die Kräfte mich verließen. Alle bemitleideten mich und doch wußte Keiner, welches Gefühl der Reue und Selbstanklage in meinem Herzen braunte.

Die Kirche war so gedrängt voll, daß der Zug sich kaum den Weg bis zum Chor bahnen konnte. Wir erhielten Plätze in der Nähe des Sarges, der zwischen unzähligen Wachskerzen auf einem schwarzverhangenen Gerüste stand.

Soll ich noch hinzufügen, wie überwältigend die Orgeltöne, der Trauergesang der Priester und zum Schluß das requiescat in pace auf mich einwirkten?

Auf dem Kirchhof, als der Sarg in die gähnende Grabeshöhle sank und ich die Erde mit dumpfem Laut darauf niederfallen hörte, entrang sich ein Schrei der Verzweiflung meiner bedrängten Brust und halb ohnmächtig sank ich in die Arme meiner Frau.

Man brachte mich in ein nahgelegenes Haus und wusch mir die Stirn mit kaltem Wasser, worauf ich mich bald erholte und mit Helene und Margarethe zum Sterbehause begab.

Hier waren in dem großen, nach der Straße gelegenen Saal, die übrigen Erben bereits versammelt, auch einige Nachbarn und Freunde hatten sich eingefunden, unter denen ich zu meiner Verwunderung Nelis Sprinkhahn und Baas Verdillen, den größten Feind meines Onkels bemerkte.

Mein bleiches Gesicht, meine rothgeweinten Augen schienen Alle zu rühren, man legte die größte Theilnahme für mich an den Tag. Sobald aber Margarethe eintrat, lief ein Gemurmel des Unwillens und der Erbitterung durch den Saal.

Sie kehrte sich nicht daran, blickte Jedem frei und ruhig in die Augen und setzte sich auf einen Stuhl in der Nähe des Fensters.

Der Notar war noch nicht da; dem derzeit in Flandern herrschenden Brauche gemäß, ließ der Beamte vielleicht noch lange auf sich warten. Das verdroß mich, am liebsten wäre ich fortgegangen, um meinem betrübten Herzen in der Einsamkeit meines Zimmers einige Erholung zu gewähren.

Inzwischen suchte ich mich durch das Betrachten all' der unbekannten Leute einigermaßen zu zerstreuen, die mich mit dem Namen Vetter angeredet hatten; es mochten ihrer etwa zwanzig sein, denn einige von ihnen hatten ihre Frau, einen Sohn oder eine Tochter mitgebracht. Nur vier oder fünf schienen dem Bauernstande anzugehören alle Uebrigen mußten Taglöhner sein, Viele waren selbst so nachlässig und armselig gekleidet, daß man sie für Bettler hätte halten können. In einer dichten Gruppe standen sie nah an der Thür, als ob sie sich in dem für sie äußerst prächtigen Saal nicht an ihrer Stelle fühlten.

Offenbar war das Gerücht unter ihnen verbreitet, daß Margarethe den größten Theil der Erbschaft an sich zu bringen gewußt; sie fürchteten daher, wenig oder nichts zu bekommen. Einige Männer waren da, deren geballte Fäuste und zusammengebissene Zähne den inneren Verdruß kennzeichneten, zwei oder drei Frauen verbargen das Gesicht in den Händen und weinten bitterlich. Auch Nelis Sprinkhahn, der in ihrer Nähe stand, sah sehr niedergeschlagen aus und richtete muthlos den Blick zur Erde.

Eine Zeitlang murrten unsere Vettern und Basen nur leise unter einander, indem sie zugleich zornig nach Margarethe schielten; allmählich aber wurde ihr Gemurmel lauter und hier und da schlug ein höhnendes Schimpfwort an mein Ohr.

Plötzlich begann eine der Frauen, eine lange hagere Person die an der Gelbsucht zu leiden schien, drohende Gebehrden zu machen und laute Klagen und Vorwürfe auszustoßen. Die andern wollten sie zurückhalten, sie aber riß sich los, trat dicht vor Margarethe und rief außer sich vor Wuth:

„Ja, ja, Du, die hier die Herrin spielt, Du hast uns schändlich bestohlen! De'n Anrecht ist nicht größer als das unsere, aber durch Deine scheinheiligen Schliche hast Du den alten Mann für Dich zu gewinnen verstanden. Schämst Du Dich nicht, elende Erbschleicherin, uns armen Menschen das Brod aus dem Munde zu reißen? Zehn Tausend Kronen steckt die Diebin in die Tasche; während für uns ehrlichen Leute vielleicht nichts abfällt! Reich wird sie sein, die vornehme Dame spielen mit unserm Geld, mit unserm Blut; aber unser Herrgott im Himmel ..... Was, falsche Schlange, Du willst mich auslachen? Warte, ich reiße Dir die giftigen Augen aus dem Kopf!

Helene und ich sprangen auf und stellten uns vor Margarethe, um sie vor Mißhandlung zu schützen, denn wir fürchteten das rasende Frauenzimmer könnte die Drohung ausführen. Einige der Anwesenden riefen unter allerlei Scheltworten, daß Anna Dooms Recht hätte, Andere aber, weniger leidenschaftlich, kamen uns zu Hülfe und entfernten gewaltsam die noch immer grimmig vor sich hin murmelnde Angreiferin.

Mit der größten Ruhe trat jetzt Margarethe vor und sagte:

„Freunde, Ihr wißt nicht, was Ihr thut. Euer ungerechtes Geschrei kümmert mich wenig, da Ihr aber, wie es scheint, nicht warten könnt bis der Notar kommt und das Testament verliest, so will ich, Euch zu gefallen, Euch sagen, was darin steht; Ihr werdet dann einsehn, daß Ihr nicht die mindeste Ursache habt, Euch zu beklagen und mich zu beschuldigen."

Alle schwiegen und horchten.

„Herr Rohbeck," fuhr Margarethe fort, „war mit seiner seligen Frau, unserer Tante übereingekommen, daß er uns, den Kindern ihrer Brüder und Schwestern, den vierten Theil seines Vermögens hinterlassen wolle; dieser vierte Theil belief sich auf etwa elf tausend fünfhundert Kronen. Da wir unserer Vierzehn sind, macht das für Jeden ungefähr siebenhundertundachtzig Kronen. In seinem Testamente hat er nun nicht allein Euch diese Summe, sondern noch meinen Antheil dazu bestimmt, so daß Jeder von Euch achthundertundfünfzig Kronen erhält, das ist mehr als viertausend siebenhundert Franken. Und da lärmt Ihr und schimpft auf mich? Wenn ich gewollt hätte, so wäre von all' Euren Namen kein einziger im Testamente genannt worden."

„Ja, aber wie viel tausend Kronen hast Du Herrn Rohbeck schon im voraus abgebettelt oder fortstibitzt?" rief ein dicker Bauer, der ziemlich wohlhabend aussah.

Margarethe antwortete ihm nur durch ein verächtliches Lächeln.

Auf die übrigen Vettern und Basen schien ihre Mittheilung einen verschiedenartigen Eindruck zu machen. Einige der Aermeren, welche wahrscheinlich schon alle Hoffnung aufgegeben hatten, legten Freude an den Tag, denn wahrlich, eine Summe von beinah fünf tausend Franken war für sie schon ein ansehnliches Vermögen. Die meisten Erben aber, die seit Jahren von Millionen gesprochen und auf den Tod Ohm Jan's die fabelhaftesten Hoffnungen gebaut hatten, verbargen ihre Enttäuschung nicht. Gleichwohl milderte die Gewißheit, daß sie doch Etwas bekämen, einigermaßen ihren Zorn und sie sprachen jetzt ruhiger über die Sache.

Margarethe setzte sich an den Tisch und sprach leise mit meiner Frau.

In seltsamer Weise berührte mich das Verhalten des Baas Verdillen, der sich stets meinem Onkel gegenüber so feindselig benommen hatte und der nun, wie ich schon sagte, gleichfalls im Saale anwesend war; er sah und hörte Alles an mit einem eigenthümlichen Blick in den Augen und einem spöttischen Lächeln auf den Lippen. Besonderes Vergnügen bereiteten ihm offenbar die gegen Margarethe gerichteten Scheltworte, und als sie so ruhig und verständig zu unsern Miterben sprach, schüttelte er lächelnd den Kopf.

Dieses sonderbare Betragen seitens eines Mannes, der meinem Onkel so viel Aerger bereitet hatte, verdroß mich im höchsten Grade und ich hatte nicht übel Lust, ihn aus dem Saal zu weisen; doch war ich so niedergebeugt und fühlte mich selbst so schuldbeladen, daß mir der Muth fehlte, ihm einen Verweis zukommen zu lassen.

Jetzt erschien endlich der Notar und nahm hinter dem Tisch in dem Sessel Platz, den man dort für ihn bereit gestellt hatte. Schweigend ließ er den Blick über die Umstehenden schweifen und erst nachdem er Jeden vom Kopf bis zu den Füßen gemustert hatte, zog er eine große lederne Brieftasche hervor, öffnete sie langsam, legte sie auf den Tisch und schien Etwas darin zu lesen. Dann nahm er Papier und Feder zur Hand, als wenn er schreiben wollte.

Unsere Vettern und Basen schauten ihn erwartungsvoll an, denn sie meinten er hätte das Testament schon vor sich und würde den Inhalt jetzt verkündigen. Der Notar indessen, der absichtlich ihre Geduld auf die Probe zu setzen schien, wandte sich zu seinem Schreiber und begann leise mit ihm zu reden, so andauernd und gelassen, als habe er gänzlich vergessen, warum er gekommen sei.

Nachdem die Erben eine Zeitlang ihre Unzufriedenheit durch ein stets wachsendes Murren an den Tag gelegt hatten, stand der Notar auf und sagte zu Margarethe:

„Fräulein Rydams, haben Sie jetzt die Güte, mir das Testament einzuhändigen, das Herr Rohbeck Ihnen anvertraut hat . . . . Und Euch Leuten da gebe ich den Rath, still zu sein, denn bei dem geringsten Geräusch höre ich zu lesen

auf. Habt Ihr also nicht Lust, bis morgen hier zu bleiben, so verhaltet Euch ruhig."

Er nahm das Blatt, das Margarethe ihm überreichte und entfaltete es mit einer gewissen Feierlichkeit; Alles harrte mit klopfendem Herzen und gespannter Aufmerksamkeit.

„Vernehmt nun den letzten Willen des Verstorbenen," sagte der Notar, „wir beginnen."

In diesem Augenblicke trat der Zimmermann Verdillen vor, legte ein versiegeltes Schreiben auf den Tisch und sagte mit triumphirendem Lächeln:

„Es ist überflüssig, Herr Notar, das Testament da zu lesen, es taugt nichts, hier ist ein besseres."

„Ein anderes Testament?" fragte der Notar verwundert, „und in Euren Händen? Wie kommt Ihr dazu?"

„Das thut eigentlich nichts zur Sache," versetzte Meister Verdillen, „ich will es Ihnen aber doch wohl sagen. Herr Rohbeck wollte ohne Zweifel allen Kniffen und Schlichen aus dem Wege gehn und hat darum ganz im Geheimen seinen letzten Willen niedergeschrieben.

Als der Pastor bei ihm war und ihm die Beichte hörte, gab er ihm denselben mit der Bitte, ihn mir zu bringen. Was darin steht, ist mir unbekannt, seien Sie so gut es vorzulesen, Herr Notar, dann werden wir es Alle hören."

„Ja, aber nun handelt es sich darum zu wissen, welches von den beiden Testamenten das richtige ist," sagte der Notar, „wir werden das sogleich untersuchen."

Und nachdem er dann eine Zeitlang die beiden Schriftstücke mit einander verglichen hatte, erklärte er mit lauter Stimme:

„Das Testament, welches Fräulein Rydams mir übergeben hat, trägt das Datum vom 21. Mai 1792. Das andere datirt vom 24. Mai 1792, es ist mithin drei Tage später, und am Tage vor dem Tode des Herrn Rohbeck verfaßt. Hier, nehmen Sie Ihr Document zurück, Fräulein Rydams, es hat durchaus keinen Werth mehr."

Ich sah meine Base an; sie erschien vollständig ruhig, kein Zeichen der Erregung war an ihr wahrzunehmen.

„Nun Acht gegeben!" rief der Notar, „Ihr werdet das Testament Herrn Rohbecks vernehmen!"

Langsam und nachdrücklich las er dann wie folgt:

„Dies ist mein letzter Wille:

„Ich widerrufe und vernichte alle früheren Testamente.

„Der Kirche von Vissegbem, neben der ich begraben werden will, vermache ich tausend Kronen, als Stiftung eines Jahresgedächtnisses für meine arme Seele und behufs Austheilung von Brod an die Armen, die dem Gottesdienste beiwohnen werden.

„Ich gebe der Armenverwaltung derselben Gemeinde zwei tausend Kronen.

„Ich gebe dem Nelis Sprinkhahn, der mir viele Jahre als Knecht zu meiner Zufriedenheit gedient hat, drei tausend Kronen."

Als Sprinkhahn dies hörte, stieß er einen lauten Freudenschrei aus, warf seine Mütze in die Höhe und rief wie sinnlos:

„Drei tausend Kronen! Für mich drei tausend Kronen! Beinah zehn tausend Gulden! Ich kaufe ein Schloß, ich fahre in einer Kutsche, ich trinke Wein! O dieser gute Herr Rohbeck! Drei tausend Kronen! Haltet mich fest, ich bin betrunken vor Freude! Ach, was wird meine arme Schwester sagen!"

Und ohne seine Mütze aufzuraffen sprang er jubelnd auf die Straße.

„Ruhe!" gebot der Notar, „wir fahren fort in der Lesung des Testaments."

„Ich gebe dem Pächter Martin Bex, wohnhaft zu Vissegbem auf dem Dries, zur Erinnerung an unsere Freundschaft tausend Kronen."

Jeder sah sich nach dem Pächter Bex um, doch er war nicht anwesend.

Der Notar ließ sich nicht stören, sondern fuhr fort:

„Ich gebe den nachstehenden Personen, Kindern des Bruders und der zwei Schwestern meiner Ehefrau Kornelia geb. Dooms seligen Andenkens:

1. Jodokus Dooms,
2. Katharina Dooms,
3. Anna Dooms,
4. Johann Karl Schnellfuß,

5. Theresia Schnellfuß,
6. Franz Schnellfuß,
7. Maria Goeßen geborene Schnellfuß,
8. Karoline Niemann,
9. Elisabeth Niemann,
10. Theodor Niemann,
11. Ursula Niemann,
12. Bernhard Niemann,
13. Heinrich Niemann.

„Ich gebe, sage ich, jedem dieser dreizehn Personen zwei tausend fünf hundert Kronen.“

Freudengeschrei, lauter Jubel brach los und erfüllte den Saal. Unsere, durch dieses unerwartete Glück wie berauschten Vettern und Basen fielen einander in die Arme, Freudenthränen traten ihnen in die Augen und sie waren eine Zeitlang taub für die Stimme des Notars, der sie zum Schweigen bringen wollte und laut erklärte, daß die Lesung des Testamentes noch nicht zu Ende sei.

Als er glaubte, daß man sich einigermaßen beruhigt hätte, fuhr er fort:

„Und ich ernenne und bestelle zu meinem Universalerben . . . .“

„Wollt Ihr gleich schweigen, Ihr unhöflichen Menschen!“ rief er ärgerlich, als die lachenden Erben ihren Jubel noch immer nicht unterdrücken konnten, „Undankbare, belohnt Ihr so die Güte des Herrn Rohbeck? Hört doch wenigstens mit Ehrfurcht seinen letzten Willen an! . . . Wir fahren also fort:

„Und ich ernenne und bestelle zu meinem Universalerben und zum Executor dieses meines Testamentes den Zimmermann Josephus Verdillen, wohnhaft zu Vissegbem auf dem Markt.

„Ausgefertigt und mit meiner eignen Hand unterschrieben, Vissegbem den vierundzwanzigsten Mai des Jahres eintausend siebenhundert zweiundneunzig.

Johann Rohbeck.

Alles schwieg erwartungsvoll, als ob das Testament noch nicht zu Ende sein könnte. Ich und Margarethe waren nicht darin genannt, Ohm Jan hatte uns also gänzlich enterbt! Seine Feinde hatte er freigebig bedacht, wir bekamen nichts.

Wieder sah ich meine Base an; jetzt war sie todtenbleich und ihre Lippen zitterten, als sei sie vom Fieber ergriffen, doch sprach sie kein Wort, erwiderte nicht einmal durch einen Seufzer die Versuche die meine Frau anstellte, sie zu trösten.

Plötzlich begann einer unserer Vettern, ein grober, unverschämter Kerl sie auszulachen und zu verspotten. Da stand sie auf und verließ den Saal.

„Komm, Felix," sagte Helene jetzt zu mir, „laß uns auch gehn. Es ist gewiß eine bitt're Täuschung, die wir eben erlebt haben, sie soll uns aber nicht hindern, glücklich zu sein. Wir wollen arbeiten und in unserer Liebe zu einander die Kraft suchen, diese unverdiente Zurücksetzung zu vergessen."

Ich war so betäubt, daß ich mich willenlos von ihr fortführen ließ. Helene glaubte, daß der Verlust der Erbschaft die Ursache meiner tiefen Trauer sei und suchte meinen Muth neu zu beleben indem sie sagte, daß wir mit unsern Kenntnissen schon die Mittel finden würden, ehrlich und gut durch die Welt zu kommen, doch ein anderer Wurm nagte mir am Herzen. Ach, ich hatte gegen den Wunsch meines Onkels geheirathet, ihn unglücklich gemacht, ihm das Leben verkürzt, und er hatte seine Drohung wahr gemacht! Und nicht an mir allein hatte er sich gerächt, sondern auch meine arme Base hatte unbarmherzig büßen müssen für den Beistand, den sie mir geliehn, um seine Einwilligung zu erhalten. Er, der Bruder meines Vaters, der Wohlthäter meiner Jugendjahre war also mich hassend, vielleicht gar mir fluchend gestorben!

Ich achtete kaum auf die Tröstungen meiner Frau. Mitten auf dem Markt blieb sie plötzlich stehn und sagte:

„Aber Felix, haben wir denn ganz den Kopf verloren? Wir vergessen die arme Margarethe! Gott weiß, wo sie ist, wir dürfen sie nicht ohne Beistand lassen. Im Sterbehause kann sie nicht bleiben, man wäre im Stande, sie zu verhöhnen, komm, wir wollen sie holen, sie hat uns stets nur Gutes erzeigt."

Pflichtgefühl und Mitleiden vertrieben die Finsterniß aus meinem Geiste.

„Ja, laß uns eilen," antwortete ich, „sie wird nicht wissen, wo sie übernachten soll; wir wollen sie mit nach

unserer Wohnung nehmen und sie trösten, wenn es möglich ist."

So kehrten wir denn in das Sterbehaus zurück und suchten im Garten und im Wohnzimmer vergebens nach Margarethe. Endlich fanden wir sie in ihrer Schlafstube neben dem Bette sitzen, das Gesicht in den Händen verborgen.

„Fasse Muth, Margarethe," sagte meine Frau, den Arm um ihre Schultern legend, „Herr Rohbeck ist ungerecht gewesen gegen Dich wie gegen uns, doch es läßt sich einmal nichts daran machen, wir müssen uns dem Schicksal fügen . . .

„Ach, mit mir ist es aus," klagte Margarethe, „mein Leben hat jetzt seinen Zweck verloren. Was thue ich noch auf der Welt, arm und häßlich wie ich bin! Wo soll ich bleiben, von hier verjagt und überall nur mit Widerwillen empfangen! Wenn Gott mein Gebet erhören wollte, so ließe Er mich sterben!"

Wir erinnerten sie daran, daß sie in uns wenigstens zwei treue Freunde hätte, die nie vergessen würden, was sie ihnen Gutes gethan.

„Hier ist es nicht länger angenehm für Dich," schloß Helene, „es erwartet Dich nur Kummer und Verdruß. Darum geh' mit uns zum Höfchen und bleibe dort, bis Du ein anderes Unterkommen gefunden. Willst Du aber Deinen Wohnort ganz bei uns nehmen, so wollen wir in Dir eine Schwester lieben und Freude und Leid redlich mit einander theilen."

Nach langem Widerstreben gab sie endlich nach und erklärte sich bereit uns zu folgen, wenigstens für heute. Morgen schon, sagte sie, wolle sie dem Dorfe entfliehn, wo man sie so grausam verkannt habe und an irgend einem unbekannten Orte ihre Verzweiflung verbergen, bis der Tod sie von einem Leben erlöse, das ihr verhaßt sei.

Wir verließen das Schlafzimmer; am Arme meiner Frau trat Margarethe in den Gang. Spottend rief man uns nach:

„Ja ja, stellt Euch nur traurig, es läßt sich doch Niemand von Euch anführen, Ihr habt Euer *Schäfchen* vorher schon in's Trockne gebracht, Euch, ein gutes Sümmchen auf die Seite gelegt, nicht wahr? Wie viele *tausend* Kronen beträgt es wohl?"

Ohne eine Wort auf diese schamlose Verdächtigung zu erwidern gingen wir weiter, quer durch unsere jubelnden Vettern und Basen, die auf dem Markt versammelt waren.

Ein Hohngelächter schallte hinter uns drein.

. . . .

. . . .

Hier endigt das erste Manuscript, das der Rechtsanwalt und Notar Viktor Delsalle mir anvertraut; den Inhalt des zweiten werde ich vielleicht später meinen geehrten Lesern mittheilen, unter dem Titel:

Der Schatz von Felix Rohbeck.

Aschendorff'sche Buchdruckerei in Münster.

Conscience, Hendrik,

Sammlung ausgewählter Schriften aus dem Vlämischen

Bd.: 63

Münster 1879